

Selbstbesinnung der Schweiz

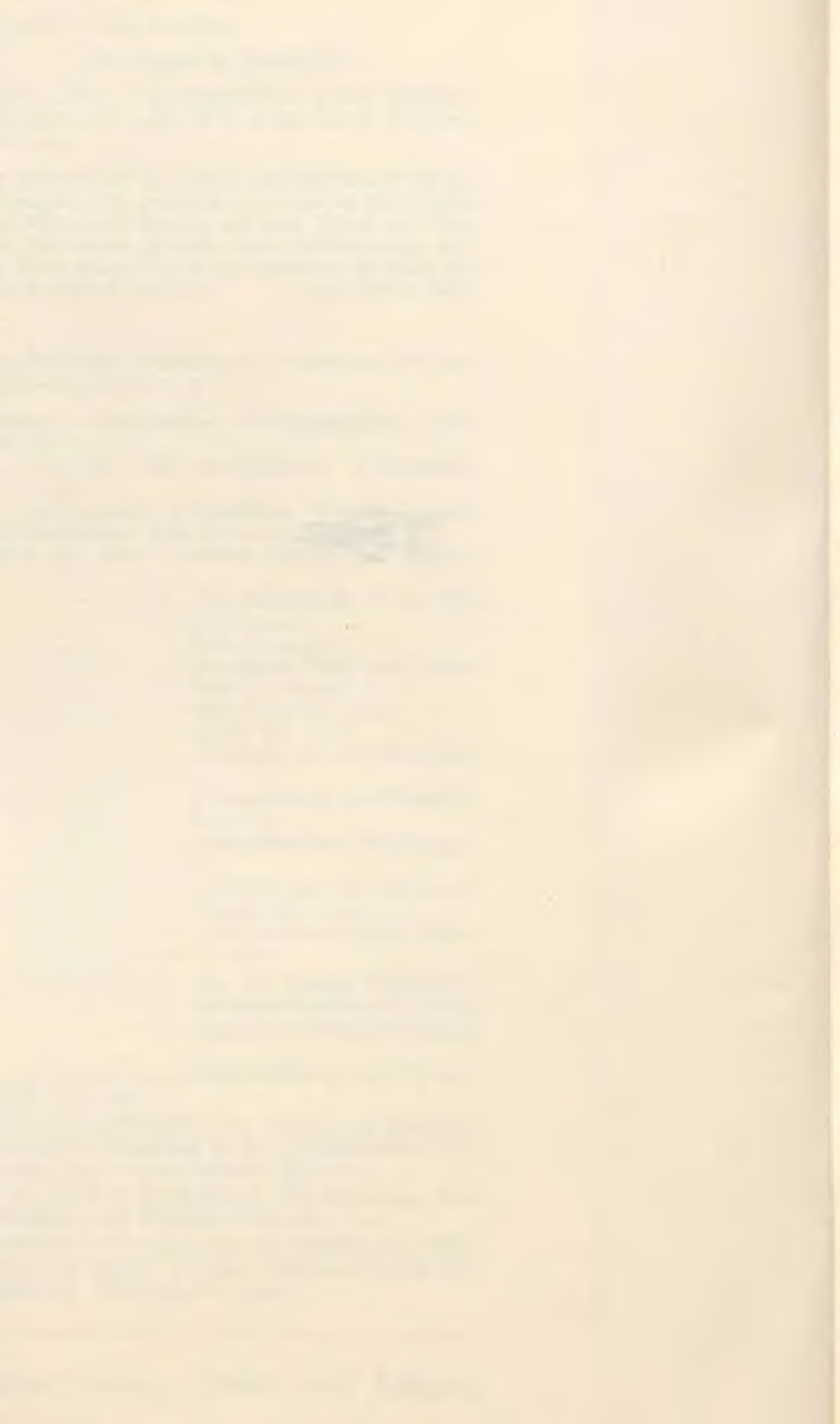










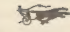


GONZAGUE DE REYNOLD

SELBSTBESINNUNG DER SCHWEIZ

DEUTSCH VON
ED. HORST VON TSCHARNER

MIT EINEM VORWORT
VON
MAX HUBER



RASCHER VERLAG ZÜRICH

Deutsche Ausgabe des Buches
« CONSCIENCE DE LA SUISSE »
Editions de la Baconnière, Neuchâtel

Druck: Tschudi & Co., Glarus

Vorwort.

Politik und politische Ideen gehören zusammen. Die Ideen bereiten neue Politik vor, oder sie begründen oder kritisieren eine bestehende.

Die staatlichen Einrichtungen der Eidgenossen waren nicht ohne Einfluß auf die Theorien, die in Frankreich und England im 16. und 17. Jahrhundert die politischen Kämpfe vorbereiteten oder begleiteten. Staatsphilosophische Systeme hat die Schweiz damals nicht hervorgebracht.

In dem gewaltigen Umbruch, der vor allem in der französischen Revolution zum Ausdruck kam, und in der darauffolgenden Wiederherstellung waren zwei Schweizer, Jean-Jacques Rousseau und Carl Ludwig von Haller die hervorragendsten Exponenten des politischen Ideenkampfes. So entgegengesetzt diese beiden Männer waren, so gehören sie mit ihren abstrakten Theorien doch in das 18. Jahrhundert. Nicht das besondere Wesen und die besondere Aufgabe des geschichtlich gegebenen, insbesondere des schweizerischen Staates war das Ziel ihres Denkens.

Seit den spätmittelalterlichen Bilderchroniken hat der Schweizer ein lebhaftes Interesse für Geschichte bekundet. Die geschichtliche Ueberlieferung war eine wesentliche Trägerin und Bildnerin des staatlichen und nationalen Bewußtseins. In Johannes von Müller hat das in der Geschichte wurzelnde politische Denken in unserem Lande seinen größten Vertreter.

In der Folgezeit hat die Schweiz im 19. Jahrhundert wenig eigene politische Ideen entwickelt; z. T. lebten wir von fremdem Gedankengut. Die kritische Geschichtswissenschaft und die juristische Staatswissenschaft haben Bedeutendes hervorgebracht; aber sie waren politisch weder schöpferisch noch kritisch. William Rappard hat in seinem Buche *« L'Individu et l'Etat »* die tieferen Grundlagen der politischen Wandlung der Schweiz, namentlich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts dargestellt. Das allmähliche Eindringen der wirtschaftlichen Interessen und wirtschaftlichen Denkweise in die Politik war, zumal in einer Periode steigender Prosperität, dem Verständnis für die tiefsten Grundlagen des nationalen Daseins nicht günstig. Zwei Männer der Politik und Wissenschaft, Philipp Anton von Segesser und Karl Hilty kamen nicht genügend zur Geltung; in ihrer geschichtlichen und christlichen Einstellung zum Staate waren sie dem herrschenden Denken fremd.

Schon vor dem Weltkriege fühlten manche, vor allem die jüngere Generation, und hier vor allem die Welschen die Leere und Ungeistigkeit im politischen Denken. Aus diesem Gefühl erfolgte 1914, unter der Devise *Pro Helvetica dignitate et securitate* die Gründung der Neuen Helvetischen Gesellschaft, unter deren geistigen Urhebern Gonzague de Reynold voransteht. Seit jener Zeit, beeinflußt zuerst durch die Ereignisse des Weltkrieges und der Nachkriegszeit, dann namentlich durch die Umwälzungen in den großen Nachbarländern, ist das Fragen nach dem Wesen und den Grundlagen der Schweiz nicht mehr erloschen. In dem umfangreichen Schrifttum, das in den vergangenen 25 Jahren zu diesem Problem erschienen ist, nimmt Gonzague de Reynold den ersten Platz ein durch den Reichtum, den Umfang, die Kontinuität und den künstlerischen Glanz seiner Schriften. Aus deren langen

Reihe mögen hier nur die *« Cités et Pays suisses »* (3 Bände, 1918—1920), *« La Démocratie et la Suisse. Essai d'une philosophie de notre histoire nationale »* (1. Auflage 1929; 3. Auflage 1934) und das neueste, hier in deutscher Uebertragung vorliegende Werk *« Conscience de la Suisse »* 1938 genannt werden. Hierher gehört aber auch *« L'Europe tragique »* (1934), in welchem Buch de Reynold die abendländische Entwicklung seit der Französischen Revolution bis zur nationalistischen Gegenrevolution in tiefschürfender Analyse darstellt und nach den geistigen Voraussetzungen einer Einheit fragt. Erst in den großen europäischen und geschichtsphilosophischen Zusammenhängen können die schweizerischen Probleme in ihrer vollen Bedeutung erfaßt werden.

Gonzague de Reynold ist bis jetzt in seiner Bedeutung für das politische Denken unseres Landes kaum genügend gewürdigt worden. Das erklärt sich vielleicht daraus, daß er als Katholik, als Welscher, als konservativer Föderalist, als Aristokrat und als ein Geistesarbeiter, der, gleichzeitig Literat, Historiker, Staatsphilosoph und Dichter, das gewöhnliche akademische Schema sprengt, überall außerhalb der Mehrheit und der vorherrschenden Strömungen steht. Selbst wenn er seinen Standpunkt mit Einseitigkeit verträte, dürfte eine solche Stimme nicht überhört werden, denn nur in der geistigen Auseinandersetzung kann das politische Leben gesund bleiben. Aber Gonzague de Reynold ist ohne konfessionelle Enge; er ist ein Welscher, der wie wenige das Geistesleben, Landschaft und Geschichte der deutschen Schweiz kennt; als Föderalist hält er den Blick immer auf das Ganze gerichtet, als Aristokrat denkt er nicht an den Stand, sondern an die Eliten, und als Denker lebt er nicht für eine exklusive, ästhetisierende Welt, sondern, mit seinem kämpferischen Temperament, möchte er aufrüttelnd und umgestaltend

ins Volk hinein, vor allem auf die Jugend wirken. In dieser Art erinnert er an einen großen, ihm wohl vertrauten Zürcher des 18. Jahrhunderts, an den politischen Mahner und Erzieher J. J. Bodmer.

Das Buch « *Conscience de la Suisse* » hat in der welschen Schweiz, aber auch darüber hinaus ein starkes Echo gefunden. So haben einige Männer, denen die Pflege geistiger Gemeinschaft zwischen welscher und deutscher Schweiz am Herzen liegt, es unternommen, eine stark gekürzte, und von den wohl zu polemischen Partien des Originals entledigte deutsche Uebertragung dieses Buches schweizerischer Selbstbesinnung herauszugeben. Sie haben mich aufgefordert, die Uebersetzung mit einem Vorwort einzuführen. Es ist mir eine Freude, auf die Bedeutung Gonzague de Reynolds für unser Land hier hinweisen zu können.

Die deutsche Uebertragung, die Ed. Horst von Tscharner geschaffen, läßt die Wucht und geistige Prägung des Originals deutlich erkennen. Es ist ein gutes Zeichen für den Gehalt eines Buches, das ebenso an die Gesinnung wie an den Verstand sich wendet, wenn es unversehrt aus dem Feuer der Uebersetzung hervorgeht.

Wie in seinem ganzen politischen Schrifttum kommt es Gonzague de Reynold auch in diesem neuesten Buche darauf an, zwei, scheinbar sich widersprechende geistige Einstellungen in uns zu erwecken: Einmal die Einsicht, in die Tiefe und Eigenart der um uns herum sich vollziehenden Umwälzung, also Wachheit für die Gefahren, die diese für uns bringt, und Bereitschaft, uns mit ihr mutig auseinanderzusetzen. Sodann Einsicht in die Konstanten unserer Geschichte, in die beharrenden Grundlagen, in das, was in allem Wechsel und allen Stürmen

der Zeit sich als das uns Eigene, uns Tragende erwiesen hat. Durch die Polarität des ständig wandelnden, zerstörenden Stromes der Zeit hier und der Konstanten dort, ist die Geschichte bestimmt. Zwischen beiden steht der Mensch. Er und jedes Volk hat an dem Platz, wo sie hingestellt sind, sich zu entscheiden in Treue gegenüber dem Gewordenen und mit Mut, ja mit Kühnheit gegenüber dem Werdenden.

Die Darstellung der Konstanten bildet den Hauptteil des Buches. Sie ist eine Philosophie unseres nationalen Daseins, geschöpft nicht aus Abstraktionen, sondern aus der Kenntnis unseres Bodens, unseres Volkstums, unserer Geschichte. Man kann aber nicht vom Schweizer sprechen, ohne Besinnung auf die Grundlagen der menschlichen Existenz überhaupt. Die Philosophie Gonzague de Reynolds steht nicht still an den Grenzen geschichtlicher und nationaler Erkenntnis. Auch hier kommt es und muß es zu einer Entscheidung kommen: für das christliche Verständnis des Menschen, der im Ewigen wurzelnden menschlichen Person. Erst von hier aus können die Erscheinungen der Geschichte, die nicht nur Vergangenheit, sondern unaufhörlich Gegenwart und Zukunft ist, in eine sinnvolle Rangordnung gebracht werden. Hier erst wird das Verhältnis von Individuum und Gemeinschaft, von Autorität und Freiheit in einer höheren Synthese verständlich.

Gonzague de Reynold sagt, daß wir wissen müssen, wofür wir leben, wenn wir wissen sollen, wofür wir zu sterben bereit sind. Wenn sich in dem Wesen unserer Volksgemeinschaft, wie es sich als Konstante in der Geschichte erwiesen hat, etwas offenbart, was sinnvoll ist im Lichte göttlicher Ordnung, so brauchen wir keinen Mythos, um unserem Staate eine Weihe zu geben. Es fällt auf unsere

Geschichte und dann auch auf unsere heutige und künftige Aufgabe ein Licht von jenseits der Geschichte.

Darum ist das Buch Gonzague de Reynolds nicht nur eine Quelle geschichtlicher und politischer Einsichten, nicht nur ein Aufruf zur Selbstbesinnung, sondern auch eine Quelle der Zuversicht und des wagenden Mutes in unserer nationalen Selbstbehauptung.

Zürich, Mai 1939.

Max Huber.

Inhalt.



I.

Das Problem unserer Existenz.

Stunde der Entscheidung.

Der Schweiz uns bewußt sein, heißt sie auf eine Weise kennen, daß sie zu einem Grundbestandteil unserer Persönlichkeit wird.

Es ist eine innerliche, überlegte, nicht äußerliche, schulmäßige Kenntnis. Sie befaßt sich weniger mit Tatsachen, als mit Werten. Sie vernachlässigt, was vorübergehend, zufällig ist, um herauszulösen, was wesentlich ist und beständig. Im Gefühle wurzelnd und im Sinn für das Gute, bildet sie Urteile, bereitet sie die Tat vor.

Unser Land leben und es doch oberflächlich und falsch kennen, das ist unser »Durchschnitts-Patriotismus«: das heißt nicht, uns der Schweiz bewußt sein.

*

Gegenwärtig fühlt sich die Schweiz als ein Ganzes bedroht.

Aber unser Problem ist nicht das ihrer Verteidigung: es ist das ihrer Existenz.

Die Schweiz muß in die neue Zeit einziehen: wie will sie es tun?

Es ist notwendig, daß sich die Schweiz gleizeitig der neuen Zeit und ihrer selbst bewußt wird.

Die neue Zeit, die Schweiz: das sind die zwei Gegebenheiten des Problems, das wir zu lösen haben, des Problems unserer Existenz.

*

Die Schweiz ist bedroht. Sie ist es von außen: durch die Ereignisse. Sie ist es von innen: politisch durch Entartung des Regimes, wirtschaftlich durch die Krise, geistig — und das ist das Schlimmste — durch den Materialismus.

Die Schweiz muß sich verteidigen, aber es genügt nicht, daß sie sich waffnet und sich betoniert.

*

Die kleinen Nationen, vor allem die unsere, besitzen kaum einen anderen als einen negativen Willen. Was sie nicht wollen, das wissen sie sehr gut, wissen sie immer. Sie wissen aber schlecht, wissen selten, was sie wollen. Unseren negativen Willen in einen positiven Willen umzuwandeln, darum müssen wir uns heute bemühen. Wenn wir dazu nicht imstande sind, dann ist es besser, wir packen schleunigst ein.

*

Was wollen wir nicht?

Fremde Einmischungen dulden, in einen Krieg gezogen werden, das Schicksal Oesterreichs und der Tschechoslowakei teilen.

Was dagegen wollen wir?

Unsere Unabhängigkeit, unsere Landesgrenzen, unsere Freiheit verteidigen.

Wir wollen leben, und um unser Leben zu erhalten, sind wir alle bereit, vereint unser Blut zu vergießen, wir alle, Deutschschweizer und Welschschweizer, Bündner und Tessiner, Bauern und Städter, »Arbeiter« und »Bürger«,

Katholiken und Protestanten, Männer der Linken und Männer der Rechten.

*

Aber dieser positive Wille, einig zu sein, um uns zu verteidigen, genügt noch nicht: wir müssen lernen, uns zu einigen, um aufzubauen. Die erste Linie unserer Landesverteidigung ist unsere Innenpolitik. Wenn diese nicht stand hält, hält nichts hinter ihr stand.

Unmöglich, unser Land zu verteidigen, wenn es durch den Klassenkampf gespalten und unterwühlt, wenn es der parlamentarischen Demagogie und den Parteimachenschaften preisgegeben ist, wenn es nur noch eine Firma, eine Versicherungsgesellschaft, eine Genossenschaft für materielle Interessen bildet, wenn das gesetzliche Land das lebendige Land weiter aussaugt — kurz: wenn das nationale Interesse nicht über die Gruppen- und privaten Interessen gestellt wird.

*

Wir wollen unserem Lande dienen, aber wir wollen nicht, daß man sich seiner bedient.

Wir wollen unser Vaterland verteidigen, aber nichts anderes unter seiner Maske.

Wir wollen unser Leben einsetzen, aber nicht für die Rentabilität der Schweizerischen Bundesbahnen — noch für die Weinsteuer, den Milchpreis, den Käseexport — noch um der Regierung eine neue Mehrheit zu verschaffen — noch um die Annahme des hundertsten provisorischen Finanzprogramms zu sichern — noch um an jedem vaterländischen Gedenktag dieselben Gemeinplätze zu hören.

Nein, wir wollen unser Leben für etwas Höheres einsetzen.

*

Die Stärkung der wahren Landesverteidigung setzt eine nationale Erneuerung voraus.

Ohne nationale Erneuerung ist die Landesverteidigung unmöglich. Und eine nationale Erneuerung ist unmöglich ohne Programm, ohne Weltanschauung, ohne Grundsätze, ohne Köpfe, die diese aufstellen, und ohne Männer, die sie anwenden. Und wir dürfen keine materiellen Opfer erwarten, wenn wir kein Ideal haben, das sie aufwiegt.

Das Bedürfnis nach Einigung, das Gefühl der Notwendigkeit einer Einigung sind noch keine Einigung. Sie sind nur deren Vorläufer, deren Voraussetzung – deren vorübergehender Anlaß.

Diesen Anlaß werden wir verpassen, wenn wir ihn nicht gleich ergreifen. Denn wir leben in einer Stunde, wo unser ganzes Dasein an einem Gefühle hängt: in jenem Bedürfnis nach Einigung liegt ein starkes Bedürfnis nach Liebe. Aber unsere Landesherren verstehen es nicht, diese Liebe zu gewinnen.

Sie verstehen nicht, daß es nicht mehr auf gutes Verwalten und vieles Beraten ankommt, daß aber eine einzige Gebärde, ein einziges Wort Wunder wirken könnte.

Gebt uns einen Grund zu leben, wenn ihr wollt, daß wir einen Grund haben zu sterben.

Wenn ihr nicht imstande seid dazu, wird die Jugend diesen Grund anderswo suchen, und nichts, weder Gesetze, noch Verordnungen, noch die Polizei, wird schließlich stark genug sein, um sie daran zu hindern.

Hier liegt das Problem, das es zu lösen gilt, in dieser Stunde der Entscheidung.

Politische Einsicht.

Wir brauchen politische Einsicht.

Die Dinge sehen, wie sie sind, in ihren genauen Maßen und in ihrem gegenseitigen Verhältnis, die Folgen unserer Gebärden und Handlungen voraussehen; Einfälle haben, fähig sein zu neuern und zu schöpfen, das ist politische Einsicht. Wozu ich beifüge: der große Staatsmann veranlaßt niemals einen Bruch mit der Vergangenheit, unterbricht niemals die geschichtliche Kontinuität. Der große Staatsmann faßt ein Volk, ein Landgebiet, eine Geschichte in ihrer Ganzheit, ihrer Wesenheit, ihren Konstanten, und zu einer Stunde, wo eine Nation an sich selbst zweifelt, ihren Weg, den Sinn ihres Daseins sucht, bahnt er ihr diesen Weg, haucht er der Seele seines Volkes diesen Sinn des Daseins ein und führt es ohne Furcht und Zaudern in die Zukunft.

Ist dies zu groß für uns, die wir doch wirklich der Größe bedürfen?

*

Heute tun wir genau das Gegenteil von dem, was wir sollen, ja von dem, was wir wollen.

Wir wollen den Nationalsozialismus nicht: warum handeln wir so oder lassen wir so handeln, als ob wir ihn schließlich doch wollten? Denn vereinheitlichen, zentralisieren, verstaatlichen heißt, dem Nationalsozialismus den Thron bereiten. Um dem Nationalsozialismus besser zu widerstehen, wollen wir seinem Totalitarismus einen Totalitarismus, seiner Gleichschaltung eine Gleichschaltung entgegenstellen.

Wir sind überzeugt: um aus dem Schweizervolk einen Block zu machen, müssen wir es in eine Gießform werfen.

Aber ein Haus niederreißen, an dem die Geschichte Jahrhunderte lang gebaut hat, einem Volk wegnehmen, was es von den anderen Völkern unterscheidet, sein Antlitz so verstümmeln, daß es niemand wiedererkennt, das bedeutet, es seinem Untergang weihen. Die Geschichte ist eine Allee von Särgen: in jedem dieser Särge modert die Leiche einer Nation, die an der Untreue gegen sich selbst und gegen ihre Bestimmung gestorben ist.

Wir sind überzeugt: um ein »einzig Volk von Brüdern« zu sein, brauchen wir uns nur alle auf der Straße zu umarmen und uns so mit unseren größten Gegnern photographieren zu lassen.

Aber die Gefahr solcher sentimentaler Anfälle — und wir sind sehr sentimental — liegt in dem Wahn, daß wir einig seien, wenn wir uns noch gar nicht verständigt haben. Sie schwächen den Willen. Sie sind geistig unredlich, weil sie die Wahrheit bemänteln. Im Grunde hat sich nichts geändert, bestehen die Mißverständnisse, die Vorurteile, das selbstische Streben weiter.

V e r e i n h e i t l i c h e n   i s t   n i c h t   e i n i g e n. Vereinheitlichen ist materieller, einigen ist geistiger Natur. Man vereinheitlicht Dinge, aber Wesen einigt man, und beim Vereinheitlichen der Dinge veruneinigt man oft die Wesen. Man kann ein Land soweit vereinheitlichen, daß es administrativ und politisch nach vollständigster Einheit aussieht. Ein reiner Schein, der, wenn er Unzufriedenheit, Not und Uneinigkeit verbirgt, nichts anderes ist als eine Lüge — ein Boden, der fest scheint und wie ein Garten gepflegt wird, unter dem sich aber eine tiefe Höhlung gebildet hat. Es ist leicht zu vereinheitlichen: es braucht nur Gesetzemacher, Bureaumenschen und Polizisten dazu; aber es ist schwer zu einigen: dazu braucht es Einsicht, Güte und Willen. Einigen zerstört nichts, aber vereinheitlichen zerstört etwas: die Einheit.

Zentralisieren ist nicht konzentrieren. Zwischen den beiden herrscht derselbe Unterschied wie zwischen materieller und geistiger Natur. Um die Schweiz zu zentralisieren, brauchen wir nur Bureaux, aber um die nationalen Kräfte zu konzentrieren, brauchen wir Persönlichkeiten. Zentralisieren heißt ebenfalls zerstören — für uns die schwerste, die unheilbarste aller Zerstörungen: die der alten Eidgenossenschaft. Zentralisieren heißt, unserem Boden und unserer Geschichte zuwiderhandeln. Und die Zentralisierung hat auch nur den Schein der Festigkeit für sich. Stärke an der Oberfläche, Schwäche in der Grundlage. Es genügt ein Schlag gegen die Mitte, und alles stürzt zusammen.

Verstaatlichen bedeutet nicht etwa den Staat stärken, sondern ihn schwächen. Der Staat wird dabei zu einem jener Dickwanste, die sich nicht bewegen können, aber ihre eigene Sitzgelegenheit unter sich zerdrücken. Je mehr die Befugnis des Staates zunimmt, desto mehr nimmt seine Autorität ab. Der Etatismus ist eine Tyrannei, und zwar eine unfruchtbare Tyrannei. Er verwandelt die Bürger in Untertanen. Er ruft einen tödlichen Zwiespalt zwischen dem Staat und der Nation, dem Regime und dem Volk, der Gesetzlichkeit und dem Leben hervor. Der Etatismus ist eine totalitäre, aber unfaßbare und namenlose Staatsform, denn die Macht ist überall und die Verantwortung nirgends. Er ist das Gegenteil der Demokratie, ist deren Vergreisung. Wenn der Etatismus herrscht, ist die Demokratie nur noch ein Stadion für Wahlkampfspiele: das Volk wird als Oberhoheit über sich selbst erklärt, die Bürger stimmen ab, aber die Menschen sind nicht mehr frei.

Noch einmal: warum tun wir gerade oder lassen wir tun, was wir alle nicht wollen?

Wir verstehen es, eine Gemeinde zu verwalten, die Innenpolitik eines Kantons zu leiten — zum Lenken einer Nation fehlen uns noch die entscheidende Erfahrung und die starken Traditionen. Von 1848 bis 1914: sechsundsechzig Jahre der Neutralität, der Wohlfahrt und politischer Zurückhaltung, während welcher alle unsere Anstrengungen dem Wirtschaftsleben gegolten haben. Wir sind dabei geschickt geworden im Handhaben der Dinge, aber nicht im Führen der Menschen. Und jetzt sehen wir, daß wir nicht mehr unbeweglich bleiben können in einem bewegten Europa, daß es sich nicht mehr darum handelt, einfach fortzudauern, sondern — zu leben.

Und dazu brauchen wir politische Einsicht.

Sinn für Werte.

Wir müssen richtig denken.

Die heutige Verwirrung der Geister und die Wirtschaftskrise verhalten sich zueinander wie Ursache und Wirkung — die Wirtschaftler selbst sehen sich gezwungen, dies zuzugeben. Und hier haben wir eine der großen und ernsten Lektionen, womit uns unsere Zeit straft. Jede Idee enthält den Keim eines Geschehnisses, jede Idee wird sich früher oder später in den Geschehnissen auswirken, jedes der Uebel, woran wir heute leiden, in unserem Land wie anderswo, wurzelt in einer Idee, die falsch ist oder sich allmählich verfälscht hat — denken wir an den Völkerbund.

Ein Hauptübel unserer Zeit und unseres Regimes: daß uns die wirtschaftlichen Probleme mehr als alle anderen beschäftigen, und wir ihnen alles andere unterordnen. Wir sehen nicht ein, daß diese Probleme zuerst eine politische Lösung heischen und daß es wiederum unmöglich ist,

ohne allgemeine Ideen, ohne Weltanschauung, ohne Grundsätze eine politische Lösung zu finden. Wir müssen uns über das Gesamte entscheiden, müssen unsere Richtung wählen. Sonst sind wir außerstande, die geringste praktische Frage zu lösen, schwanken hin und her zwischen den verschiedensten Lösungen und lassen uns, mit dem Bremshebel in der ohnmächtigen Hand, von den Ereignissen fortreißen.

*

Eine Erneuerung – und wir brauchen dringend eine Erneuerung – ist unmöglich, wenn wir starrsinnig das Politische dem Wirtschaftlichen unterordnen.

Eine der schwersten Anklagen, die wir gegen unser Regime zu erheben berechtigt sind, ist die, daß es dem Schweizervolk als Ideal einen möglichst hohen materiellen Lebensstandard hingestellt hat. Auch wir haben geglaubt, wie die Amerikaner, der Zweck des Lebens sei das Wohlergehen. Bei der Härte unseres Lebenskampfes ist dies leicht verständlich und gewissermaßen entschuldbar. Wir haben es auch in der Verfolgung dieses Ideals seit 1870 erstaunlich weit gebracht. Aber leider haben dabei die meisten Schweizer den Sinn für die wahren Werte und ihre Rangordnung verloren. Es herrscht bei uns eine unwiderstehliche Neigung, jede politische Frage in eine wirtschaftliche Frage zu verwandeln. Und die Ideen interessieren uns kaum, wir sind instinktiv mißtrauisch gegen sie; wir überweisen sie an die »Idealisten«; wir ersetzen sie durch abstrakte Wörter, die jeglichen Gehalts bar geworden sind, oder durch vage Gefühle schweizerischer Gutherzigkeit.

Heute verlangen wir von unserer Regierung das rein Unmögliche: daß sie uns aus der Wirtschaftskrise befreie

und gleichzeitig unseren Lebensstandard, auf den wir stolz geworden sind und an dem wir in materialistischer Selbstsucht wie wilde Tiere hangen, gewährleiste. Zu Opfern sind wir keineswegs bereit, weil man sich eben für Ideen opfert, aber niemals für Interessen. Wenn es sich um Interessen handelt, erwartet man, daß die andern sich für einen opfern.

Wir leben nicht mehr in einer Zeit, wo die Existenz einer Nation sich einfach dadurch rechtfertigt, daß sie einen Staat bildet, daß ihre Unabhängigkeit durch Verträge und das »internationale Recht« verbürgt ist. Wir leben in einer Zeit, wo eine Nation ihre Existenz durch ihre Werke, ihre Einsicht, ihren Lebenswillen zu rechtfertigen hat. Eine Nation, die sich selbst darauf beschränkte, nur noch eine Interessengenossenschaft, eine Firma zu sein, würde ihre Existenzberechtigung verlieren und selbst durch eine Art Kollektiv-Selbstmord ihre Unabhängigkeit aufgeben. Hier dräut die Gefahr, der die Interessengruppen und Wirtschaftsparteien ein Land aussetzen. Wenn diese eines Tages bemerken sollten, daß ihre Interessen die Aufhebung einer Landesgrenze erforderten, würden sie nicht zögern, dies vorzuschlagen, um, wie sie sagen würden, dem Volk das Wirtschaftsgebiet zu verschaffen, das es zum Leben brauche.

Vaterlandsliebe.

Wie oft haben wir in der letzten Zeit das Schlagwort gehört: »Wir brauchen Mythen!«

Mythen sind entweder da oder nicht da, ererbt aus uralten Zeiten, als heiliges Band uralter Völker mit ihren Ahnen — nach Bedürfnis herstellen und bestellen lassen sie sich nicht.

Aber dieses Schlagwort verrät ein richtiges Gefühl, das sich nur auf einen falschen Weg verirrt hat. Es drückt jenes Bedürfnis nach Erneuerung, jene Sehnsucht nach einem Glauben, jenen aus tiefster Seele dringenden Ruf nach einem zugleich idealen und wirklichen Sinn des Daseins aus, Regungen, die heute bei uns und überall die Unbefriedigten, Beunruhigten, Empfindsamen quälen, die Opfer der herrschenden Mittelmäßigkeit, die ganze Jugend, die von den Schwierigkeiten des Lebens zermürbt wird, ehe sie dazu kommt zu leben.

Und das zeigt, daß wir ohne einen Glauben, einen Sinn des Daseins, ein tiefes, aus der Erde und der Geschichte quellendes Gefühl nichts erneuern, nichts neu aufbauen werden. Dieses Gefühl aber ist da. Es ist im Augenblick des Anschlusses von Oesterreich bei allen Schweizern mächtig und in ursprünglicher Reinheit aufgeflackert. Es heißt: Vaterlandsliebe.

*

Die Vaterlandsliebe, der Patriotismus, ist nicht mit der Vaterlandsidee zu verwechseln. Diese kommt, wie alle Ideen, aus dem Gehirn, nicht aus dem Herzen, und ist, wie alle Ideen, veränderlich und zusammengesetzt. Aber die Vaterlandsliebe, als Gefühl, ist unveränderlich und einfach. Verfallen wir hier nicht in die zwei entgegengesetzten Irrtümer: zu leugnen, daß die Vaterlandsidee sich wandeln könne, was sie doch im ganzen Lauf der Geschichte getan hat; zu glauben, das Gefühl der Vaterlandsliebe könne auf immer aus den menschlichen Eingeweiden gerissen werden, während doch die Natur des Menschen durch alle Zeiten hindurch beharrlich erscheint.

Seit dem Weltkrieg ist die Vaterlandsidee, wie so viele andere Werte, ein Opfer der verhängnisvollen geistigen Verwirrung geworden. Vom Internationalismus und vom

Nationalismus will ich gar nicht sprechen, sondern nur nachdrücklich auf dieses hinweisen: *zur gegenwärtigen Stunde bildet die Staatsidee die unmittelbarste Gefahr für die Vaterlandsidee.* Der Staat, der anonyme und tyrannische Staat, der das Vaterland aufsaugt, diese unleugbare allgemeine Erscheinung des heutigen Tages, bedeutet die Vernichtung des lebendigen Landes durch das gesetzliche Land.

Die Vaterlandsliebe aber entspringt aus einem Urgefühl: dem Gefühl des Seins. Das Gefühl des Seins ist jedem von uns angeboren. Es ist so tief, daß der Mensch das Bedürfnis empfindet, sich selbst zu überleben und, um sich selbst zu überleben, sich dem Fortdauernden, Unveränderlichen, Ewigen zu verbinden. Verbinden, *religare*: daher die Religion. Durch die Religion bleiben wir vereint mit allen denen, die uns das Leben geschenkt: mit Gott, der uns aus dem Nichts geschaffen hat, die Welt und uns; mit unserer Familie, unserem Vater und unserer Mutter, denen wir das Leben verdanken, eine Persönlichkeit, einen Namen, einen Herd, ein Geschlecht; schließlich mit dem Vaterland, dieser Erweiterung der Familie, dem Vaterland, das uns den geschichtlichen und natürlichen Lebenskreis gegeben hat, ohne welchen unser persönliches Leben niemals das geworden wäre, was es geworden ist.

Wenn wir Gott Anbetung schulden, so schulden wir der Familie und dem Vaterland ehrfürchtige Liebe: Pietät. Die Alten stellten die Pietät in der Gestalt einer verschleierten Frau dar, die auf einem Altar Weihrauch verbrennt. Dieses Sinnbild drückt alles aus, was das Gefühl der Pietät zugleich Intimes und Heiliges enthält. Intimes, weil es tief menschlich ist; Heiliges, weil höhere Mächte ihm antworten. Durch die Vaterlandsliebe verbinden wir

uns mit den Vätern, den Ahnen, den Gründern des Vaterlandes; wir, die Lebenden, bilden ein einziges großes Volk mit den Toten; durch die Vaterlandsliebe saugen wir unseren Lebenssaft aus dem Herzen der Erde, während wir uns gleichzeitig von oben durch den Odem und das Licht Gottes angezogen fühlen.

*

Weil es eine Pietät ist, erhebt sich dieses natürliche Gefühl zu einer Pflicht und vollendet sich darin. Das Christentum, das nicht gekommen ist zu zerstören, sondern zu erfüllen, hat diese Pietät vergeistigt, diese Pflicht über die Natur erhöht. In der christlichen Lehre ist sie also bindend geworden kraft des vierten Gebotes: »Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren, auf daß du lange lebest in dem Lande, das dir der Herr, dein Gott, geben wird.« Unter diesem Leben haben wir mehr als unsere kleinen individuellen Existenzen zu verstehen: das soziale Leben, das nationale Leben, das Leben, das wir empfangen haben und weitergeben, das wir durch unsere Taten und Werke um uns herum wirken lassen, damit dasjenige unseres Volkes dadurch vergrößert, bereichert, verschönert werde. Aber das Leben unseres Volkes vergrößert, bereichert, verschönert noch mehr das unsrige, ja es vervielfacht es.

Denn ein Volk schenkt sich jedem einzelnen als Ganzes, wenn jeder einzelne es zu empfangen versteht. Es schenkt sich mit seiner Erde, mit seiner Geschichte, mit seinen Toten, bis zu dem Tag, da die Erde, die uns genährt, sich für unser Begräbnis öffnen wird und da man von jedem von uns wird sagen können, was die Bibel von Abraham sagt: »Er ward zu seinem Volk gesammelt.«

*

Die Vaterlandsliebe stellt ihre Ansprüche. Sie ist eine so hohe und so reine Tugend, daß sie getrübt und erniedrigt wird, sobald wir sie anderen Gegenständen als ihrem eigenen zuwenden wollen. Sie verbietet uns, das Vaterland mit dem Staat, mit einem Regime zu verwechseln: wenn wir unser Vaterland lieben, so lieben wir nicht unbedingt ein Regime, noch eine Regierung, noch bestimmte Einrichtungen — die Regime vergehen, und das Vaterland bleibt. Sie duldet auch nicht, daß wir sie dem Augenblick, den lebenden Geschlechtern zuwenden, denn wir können unsere Landsleute lieben oder nicht lieben, ohne daß dadurch unsere Liebe zum Vaterland verändert wird — selbst wenn unser Vaterland von Bösewichten bewohnt und von Bedrückern regiert würde, so müßten wir es lieben. Und die Vaterlandsliebe wird entheiligt, wenn wir sie von materiellen Interessen abhängig machen. Der Spruch *»Ubi bene, ibi patria«* ist eine materialistische Gotteslästerung. Der feine Fénelon übersetzte ihn so: »Das Vaterland eines Schweins ist überall, wo es Eicheln gibt.«

Aber wie sollen wir unser Vaterland und was in unserem Vaterland sollen wir lieben? Das Vaterland allein und um seiner selbst willen und nicht aus abstrakten Gründen, denn nichts Abstraktes kann eine Gefühlsregung wecken. Als Montaigne nach Worten sucht, um seine Freundschaft zu La Boétie zu erklären, findet er schließlich nur diese: *« Parce que c'était lui et parce que c'était moi. »*

*

In diesen Stunden gilt es, die Vollständigkeit, die Reinheit, den zugleich natürlichen und heiligen Ursprung unserer Vaterlandsliebe wiederzufinden. Denn wie aufrichtig und stark unser Patriotismus auch immer sei, eine Pietät ist er nicht mehr. Ein Volk, das lange keine Ge-

legenheit gehabt hat, sein Blut für das Vaterland zu vergießen, verfällt in einen Gewohnheitspatriotismus, der jeder dauernden Gefühlsbewegung entbehrt. Die Drohung, die heute über uns schwebt, hat die Glut unter der Asche der abgedroschenen Phrasen neu belebt. Glückbringende Drohung: denn wir müssen wieder eine heilige Stätte finden, die höher liegt als unsere irdischen und alltäglichen Sorgen, zu der wir emporsteigen und von der wir unser Land und uns selbst mit neuen Augen schauen können — *die wahre Vaterlandsliebe, in der unser vielfältiges Volk sich eint.*

Wahrheit.

Wie alle Gefühle, die den Menschen an der Wurzel fassen, und wie alle Pflichten, die eine Liebe uns auferlegt, erhebt uns die Vaterlandsliebe von selbst zum Heldentum. Aber es gibt noch ein anderes Heldentum als das des Sterbens: das schwierere und seltenere Heldentum der Einsicht, die auf das Wesentliche geht, die Wahrheit ergreift und diese dem Volke spendet.

Dieses Heldentum pflegen wir weder in den Parlamenten noch in den Räten. Wenn es dort zu sprießen begänne, würden wir es unter der Wahlurne ersticken. Heute aber genügt es nicht mehr, von rechtschaffenen Verwaltern »verwaltet« zu werden. Es gibt einen gewissen, allen schöpferischen Geistes und aller Tatkraft baren »gesunden Menschenverstand«, der eine Art Dummheit ist, eine Art gemütliche Rechtschaffenheit, die vortrefflich ist, solange alles gut geht, die sich aber in schwierigen und tragischen Zeiten lächerlich greisenhaft und unverantwortlich zeigt. Das System hat das Unmoralische an sich, daß es sogar im Staatsmann den Sinn der Verantwortung schwächt.

Der Sinn der Verantwortung entfaltet sich nur da, wo die Autorität ist. Salazar, der Begründer des neuen Portugal, sagt: »Die Autorität ist ein Recht, aber auch eine Pflicht; eine Pflicht, die sich selbst verleugnet, wenn sie nicht ausgeübt wird, ein Recht, das seine festeste Grundlage im Wohle aller hat. Die Autorität ist eine herrliche Gabe der Vorsehung, denn weder das soziale Leben noch die Kultur wären möglich ohne die Autorität.« Aber welche Pflicht legt sich als erste der Autorität auf? Dem Volke die Wahrheit zu sagen, um den Forderungen des nationalen Interesses und des »Gemeinguts« gemäß handeln zu können.

*

Einer Demokratie die Wahrheit zu sagen, das verlangt Heldentum, das Heldentum der Vaterlandsliebe und das der Einsicht. Und dazu braucht es Ehrfurcht. Ehrfurcht vor der Wahrheit, die ihre gebieterischen Forderungen hat und die durch die Geschehnisse zu strafen versteht, wenn wir uns weigern, ihr zu gehorchen, und diese Ehrfurcht muß stark und heilig genug sein, um die Furcht zu beherrschen, die die Regierenden vor den Gewählten haben, die sich wiederum vor den Wählern fürchten. Und alle zusammen fürchten sich vor der Wahrheit. Aber das Volk braucht die Wahrheit. Sich einzuschwatzen, das Volk hungere nur nach Brot, ist ein Verbrechen: es hungert auch nach Worten. Denn wir sind ein armes Volk, aber die heutige Armut unseres Volkes ist eine Armut des Geistes. Nicht, daß wir weniger klug wären als die andern, nein, ich meine dies:

Seit 1848 wurde die Schweiz als »Musterdemokratie« aufgezogen, was, wie behauptet wird, gelungen sein soll. Den Schweizern wurde gesagt: »Arbeitet, auf daß euer armes Land ein reiches Land werde«, und die alte Eid-

genossenschaft wurde in einen Wirtschaftsstaat verwandelt: auch das ist, bis zum Weltkrieg, gelungen. Das Volk wurde bis zur höchstmöglichen Stufe der Schulbildung und der materiellen Wohlfahrt emporgehoben, wurde systematisch glücklich — und mittelmäßig — gemacht.

Heute fühlen wir diese ganze jüngste Vergangenheit, alle diese Erfolge wie ein Unglück und fast wie eine Reue auf uns, dem Schweizervolk, lasten. Hundertvierundzwanzig Jahre — seit 1815 — des Friedens und der Neutralität, einundneunzig Jahre — seit 1848 — der Wohlfahrt und des Glücks: dafür zahlen wir heute und werden wir morgen noch mehr zahlen müssen, und das bringt uns unsere wahre Armut zum Bewußtsein. Die materielle Wohlfahrt haben wir verloren — was uns davon übrig bleibt, droht uns auch noch zu entgleiten. Uebrigens genügt sie uns nicht mehr. Wir verlangen alle etwas ganz anderes: für etwas Geist, etwas Größe würden wir die materielle Armut auf uns nehmen, weil wir uns im Herzen bereichert fühlten und das Gewicht unserer Seele wiederempfänden.

Wir verlangen endlich die Wahrheit.

Sagt uns, ihr Landesherren, daß es nicht so weitergehen kann, daß die Reserven immer kleiner werden, daß das Regime zuviel kostet, daß es uns über unseren Mitteln zu leben nötigt. Sagt uns, daß die tiefgreifenden Reformen zwingend werden und daß wir sofort beginnen müssen. Sagt uns, daß das Land in Gefahr ist, von innen, von außen. Wenn das Parlament, die Parteien, die Konstitution selbst ein Hindernis sind, sagt es uns laut, anstatt es nur in einige Ohren zu flüstern. Wenn ihr eurer Erfahrung und eurem Gewissen zum Trotz an halbe Maßnahmen gebunden seid, von denen ihr im voraus wißt, daß sie nichts nützen, sagt es uns, und wir werden euch

befreien. Denn wir sind mehr als nur Bürger, wir sind Patrioten. Mehr als nur Wähler: wir sind Männer. Wir werden noch zu kämpfen, zu entsagen, für unsere Heimat uns zu opfern wissen. Denn es gilt, die Heimat zu retten und nicht die politische Situation zu bewahren. Und ihr werdet die Heimat nur retten, wenn ihr dem Volk zuerst die Wahrheit sagt.

Wir wissen es wohl: wenn ihr diesen Mut, dieses Heldentum besäßet, hättet ihr das Parlament und eure eigene Partei gegen euch. Ihr würdet zur Demission gezwungen. Aber ihr hättet die Schweiz, euer Gewissen und die Wahrheit für euch. Ihr hättet das befreiende Wort ausgesprochen. Und wir würden euch an Autorität wiedergeben, was ihr uns an Freiheit zurückgegeben hättet.

Keinerlei Freiheit taugt etwas, solange wir in der Verwirrung und der Unruhe leben, solange wir vor uns nicht den Anfang eines Weges sehen; übrigens fordert die Freiheit, um sich zu erfüllen, die Autorität. Keinerlei Wiederaufbau ist möglich, solange wir nicht genau wissen, wie es mit uns steht. Wahrheit tut not.

Das Bewußtsein unserer Zeit

Geschichtliche Wandlungen.

Um eine nationale Erneuerung möglich zu machen, müssen wir sie auf das Bewußtsein unserer Zeit und das Bewußtsein der Schweiz gründen. Das muß ihre doppelte Grundlage sein. Und das erheischt von den Baumeistern einen Geist der Synthese, einen Sinn für allgemeine Ideen und große Dimensionen. Nicht in Jahren, nicht in Generationen, nicht einmal in Jahrhunderten, sondern in Epochen zu denken.

Unserer Zeit uns bewußt werden, ohne uns der Schweiz bewußt zu sein, uns in die Zukunft stürzen, ohne diese Operationsbasis hinter uns zu haben, hieße uns von unserer Erde und unserer Geschichte abschneiden lassen, und dieses Abenteuer könnte zum Verschwinden unseres Landes führen.

Der Schweiz uns bewußt werden, ohne uns unserer Zeit bewußt zu sein, hieße die andere Gefahr laufen: die der Absonderung, ja der Abtötung. Uns von den großen Strömungen fernhalten, uns von Europa lösen, die Schweiz unter eine luftdichte Glocke setzen, damit sie sicher sei vor allen fremden Einflüssen, erklären, die Welt um uns herum möge sich ändern, soviel und wie sie wolle, daß dies uns gleichgültig lasse und daß wir leben wollten, wie wir bisher gelebt haben, starrsinnig an allem Hergebrachten festhalten wollen: das hieße uns unfähig erweisen, uns irgendwie zu erneuern. Dann könnte es geschehen, daß die »Erneuerung« uns von außen, durch die andern, aufgezwungen würde.

*

Die grundlegende Tatsache unserer Zeit, der wir uns bewußt werden müssen: *wir stehen in einer Weltwende.*

Eine ganze Geschichtsepoche ist eben zu Ende gegangen: die moderne Epoche, die »Neuzeit«. Wir wissen nicht, können nicht wissen, wie die Geschichtsschreiber die neue Epoche, in die wir qualvoll im Dunkeln tastend eindringen, einmal taufen werden. Das können wir dagegen wissen: sie werden sie nicht mehr »modern« nennen. »Modern« gehört heute der Vergangenheit an, ebensogut wie »mittelalterlich« und »antik«. Wir stehen heute in der »antimodernen« Zeit, da ja jede neue Epoche sich durch eine Reaktion gegen die vorangegangene eröffnet.

So brachte ihr Gegensatz zum Mittelalter die ersten Humanisten und die ersten Renaissance-Menschen zum Bewußtsein ihrer selbst und führte sie zur Begründung der modernen Zeit.

Also eine Zeitwende. Wenn wir imstande sind, uns dieser Tatsache bewußt zu werden und sie anzunehmen, wird es heller werden vor unsern Augen, werden wir in der Mauer den Durchgang zur neuen Welt sich öffnen sehen. Wenn wir dazu nicht imstande sind, wird es uns ergehen wie manchen andern: wir werden zwischen dem Liberalismus und dem Sozialismus hin- und herstolpern, ohne aus dem 19. Jahrhundert herauszukommen, und uns schließlich an der Mauer die Nase einrennen.

*

Die moderne Epoche war auf eine Selbsttäuschung gegründet. Sie glaubte, sie sei die letzte und höchste Epoche der Menschheitsgeschichte. Wir sehen dies an jener Einteilung, die die Humanisten und ihre Nachfolger uns aufgedrängt haben und die immer noch in allen Lehrbüchern spukt: alte Geschichte, Geschichte des Mittelalters, moderne Geschichte. »Modern: was den letzten Zeiten angehört«, erklärt das Lexikon, womit es sagen will, daß die moderne Epoche, nachdem sie die Menschheit auf den Gipfel der Vernunft, der Zivilisation, der Wohlfahrt, des Glücks gebracht habe, die Weltgeschichte vollenden werde. Das 16. Jahrhundert hielt sich mit jünglingshafter Begeisterung für das der »Renaissance«, das 18 nannte sich mit naivem Stolz das der »Aufklärung«, das 19. betitelte sich als das des Fortschritts — aber mit einer Ueberzeugung, an der oft der Zweifel nagte

Tatsächlich plagte das ganze 19. Jahrhundert ein Mißbehagen, ein *»mal du siècle«* Warum? Heute wissen wir es: die Ereignisse haben uns gezeigt, daß das 19. Jahr-

hundert nicht eine Vollendung, sondern ein Ende war, das Ende der modernen Epoche. Zwischen der Französischen Revolution und der heutigen Revolution bildete das 19. Jahrhundert nur einen Steg über einem Abgrund. Die Französische Revolution war so stark, daß sie eine Welt umstürzen konnte; der Weltkrieg, die russische, die italienische, die deutsche Revolution, die Wirtschaftskrise, alle die Ereignisse, die sie begleitet haben oder ihnen gefolgt sind und deren Kette noch lange nicht abgeschlossen ist, sind so gewaltig, daß sie eine Welt zerstören.

*

Wir sehen jetzt, welche Stellung das 19. Jahrhundert in unserer Ueberschau erhält: die eines *ancien régime*.

Brauche ich noch zu betonen, daß jedes Regime, das sich überlebt und dem folgenden unterliegt, zum *ancien régime* wird, daß es nicht nur das *ancien régime* gibt, dem die Französische Revolution den Garaus gemacht hat? Und sollte es noch so verbohrte Köpfe geben, die sich einbilden, ein Regime, wäre es auch das vollkommenste, könne endgültig sein?

So ist das Regime, das sich im 19. Jahrhundert in der ganzen zivilisierten Welt allmählich festgesetzt hat, das Regime, das der Sieg der Alliierten auf ewig zu sanktionieren schien, zur jetzigen Stunde nur noch ein *ancien régime*, das im Begriffe ist, sich in einem Saal des Geschichtsmuseums neben das *ancien régime*, das es selbst gestürzt hatte, zu stellen. Damit müssen wir uns abfinden. Die Ideen, auf die das 19. Jahrhundert sich gründete, sind gestorben oder am Sterben — der Kahn mit den zerschlagenen Selbsttäuschungen entfernt sich von unsern verödeten Ufern. Was heute vom politischen und sozialen

19. Jahrhundert übriggeblieben, führt nur noch ein Scheinleben, ohne wirkliche innere Lebenskraft.

*

Die Geschichte ist unerbittlich. Sie zermalmt diejenigen, die sich weigern, sie durchzulassen, sie läßt die im Staube liegen, die es nicht wagen, den offensichtlichen Tatsachen ins Antlitz zu schauen.

Die erste dieser Tatsachen: wir befinden uns in einer Zeit zwischen zwei Epochen, zwischen zwei Welten. Die sterbende Welt wehrt sich in einem greisenhaften Wutanfall; die Welt, die geboren wird, macht kaum die Augen auf, weiß noch nicht ihren Namen, sucht sich selbst im Dämmerlicht. Denn solche Zeiten sind wie Dämmerungen. Sie kennzeichnen sich durch Unbeständigkeit, Unruhe, Verwirrung, Gewalttätigkeit. Die Zivilisationskurve biegt um. Dann kommt die Barbarei wieder zum Vorschein. Verwechseln wir nicht den Barbaren mit dem Wilden oder mit dem primitiven Menschen. Der Wilde ist von uns durch den Raum, der Primitive durch die Zeit getrennt. Der Barbare dagegen lebt mitten unter uns. Gestern noch war er ein zivilisierter Mensch, und morgen wird er es wieder sein. Denn die Zivilisation überdeckt nur die Barbarei, ohne sie zu zerstören. Und jede verfallende Zivilisation entblößt die Barbarei, die sie überdeckt hatte — Verfall der Zivilisation, Wiedergeburt der Barbarei. Wir sehen diese Erscheinung vor uns und sogar in uns, wenn wir den Mut haben, in unser Inneres zu schauen.

Die zweite offensichtliche Tatsache: unser Land befindet sich im Mittelpunkt eines Europas, das sich umschmelzt. Bis diese Schmelzmasse sich gehärtet hat, wird es Wirren und Kriege geben. Uebrigens ist der Weltkrieg nicht beendet. Seit 1914 hat er nie aufgehört. Er hat ein-

zog eine andere Form angenommen. Ein Europa löst sich auf, ein anderes bildet sich. Nehmt jedoch einen historischen Atlas und seht, wie oft sich die Karte Europas geändert hat seit dem 16. Jahrhundert, um nicht weiter zurückzugehen, stellt eine Liste der gestorbenen Nationen auf und denkt daran, daß kein Staat ewig ist.

Die dritte: wir sind nicht nur mitten im Krieg, wir sind mitten in der Revolution. Aber nicht in der Revolution der »Linken«, wie man meint. Die Französische Revolution ist assimiliert, absorbiert – bis auf einige Schlacken. Die von 1848 hängt heute im Salon. Der Sozialismus ist zurückgeblieben. Der Kommunismus fängt an zu hinken. Die »Linksideen« werden schließlich selbst »reaktionär«.

Und die vierte: die »Linke«, die »Rechte«, diese dem Parlaments-Jargon des 19. Jahrhunderts entlehnten Bezeichnungen verlieren täglich etwas mehr von ihrem Sinn. Die Geschehnisse haben uns über diese Streite hinausgeführt. Wir leben auf einem Feld von Trümmerhaufen. Einige Mauerstücke sind stehen geblieben, aber wir wissen wohl, daß sie fallen müssen. Geblieben sind noch einige schöne Gebäude, die wir stützen und retten könnten, aber die Stadt ist zerstört. Und da zanken wir uns um deren Herrschaft, wenn es gilt, sie neuaufzubauen. Und wir können sie nur zusammen neuaufbauen.

Zu dieser Stunde rettet sich jede Nation als ein Ganzes oder geht als ein Ganzes zugrunde. Wehe derjenigen, deren Regime nichts anderes als eine gesetzliche Organisation eines friedlichen Bürgerkrieges wäre! Es ist ein Verbrechen, uns wie belagerte Byzantiner über Worte, Ideologien, abstrakte Begriffe zu zanken, wenn wir Wirklichkeiten, Wahrheiten, Werte zu retten haben. Es ist also Zeit, daß die Schweizer wieder zu Eidgenossen werden: zu freien Männern, die sich aber durch einen Eid gebunden, weil sie zusammen im Zeichen des Kreuzes ge-

schworen haben, einander bis zum Tode beizustehen und zu helfen.

Der Totalitarismus.

Sich niemals politisch aufsaugen zu lassen von den großen Gemeinschaften, an die die Sprache, die »Rasse«, die Kultur sie banden, von denen aber ihr engerer Lebenskreis, ihre peripherische Lage und ihr Unabhängigkeitssinn sie losgelöst hatten: erinnern wir uns an diesen negativen Willen der zur gemeinsamen Verteidigung verbündeten schweizerischen Städte und Länder. Finden wir ihn nicht im Widerstand der »französischen« Schweiz gegen die Volksfront, der »italienischen« Schweiz gegen den Faszismus, der »deutschen« Schweiz gegen den Nationalsozialismus wieder? Diese Haltung ist eine unserer »Konstanten«, unserer beständigen alten Kräfte. Allerdings muß sie sich von der Einsicht führen lassen.

Von 1789 bis 1798 erlebten die Schweizer als leidenschaftliche Zuschauer die Ereignisse der Französischen Revolution. Diese war für sie aber auch ein großartiger Anlaß zu diskutieren, Versammlungen und Bankette zu halten, in einem Wort sich zu entzweien und dabei doch ihre Vaterlandstreue zu beteuern. Ihre Landammänner, Schultheißen und Landvögte suchten sie zu beruhigen: »Warum ändern? Betrachtet eure Nachbarn! Ihr seid die freieste und glücklichste Nation Europas. Bleiben wir, was wir sind!« Und diese selben Amtsleute betrieben oder duldeten um sich herum eine Emigrantenpolitik. An unseren Grenzen folgte inzwischen ein kleiner »Anschluß« auf den anderen — das Bistum Basel, das Veltlin, Genf — bis zum großen, dem von 1798.

Heute sind wir ganz anders vorbereitet, gerüstet, ausgebildet. Wir besitzen eine Zentralregierung, deren Außen

politik sich fest und geschickt zugleich gezeigt hat. Wir besitzen eine Armee. Unser Patriotismus ist stärker als der sentimentale »Helvetismus« des ausgehenden 18. Jahrhunderts. Und doch frage ich mich, ob unsere öffentliche Meinung nicht eben denselben Irrtum begeht wie in jener Dämmerstunde des *»ancien régime«*: die Dinge nicht so zu sehen, wie sie sind.

*

Wie 1798 haben wir an unseren Grenzen eine Revolution: den Nationalsozialismus.

Jedermann, der nicht von der antinazistischen Psychose erfaßt und dessen Geist noch einigermaßen unbefangen ist, jedermann, der eine wirklich feste Weltanschauung besitzt und deshalb nicht wie diejenigen, die sich auf sich selbst und ihre Ideen nicht ganz verlassen können, solchen Psychosen verfällt, muß zugeben, daß der Nationalsozialismus eines der großen Geschehnisse in der heutigen Welt bedeutet und daß wir es hier mit einem politischen und sozialen Versuch zu tun haben, der sich vielleicht auf falsche Ideen gründet, aber dessen Gewicht, Ergebnisse und Einfluß wir nicht verkennen können. Der Nationalsozialismus ist eine umfassende Erscheinung, doch betrachte ich ihn hier nur von derjenigen Seite, die uns in diesem Zusammenhang vor allem angeht.

Der Nationalsozialismus ist nicht etwa Preußen, noch der preußische Geist, nicht einmal der deutsche Imperialismus: er ist eine Revolution, die deutsche Revolution. Der Nationalsozialismus wird wahrscheinlich für das 20. Jahrhundert dasselbe bedeuten, was die Französische Revolution für das 19. bedeutet hat. Das Deutschland Hitlers sieht dem Wilhelms II. nicht ähnlicher, als das Frankreich Robespierres dem Ludwigs XVI.

Der Nationalsozialismus ist ein Gleichheitssystem, und er übersetzt Gleichheit mit Gleichschaltung. Er haßt alles, was eine soziale Gestalt besitzt. Er will eine Welt niederreißen, um eine neue aufzubauen, indem er mit reiner Gewalt dem menschlichen Leben das Schema einer in einem Gehirn erzeugten Ideologie aufzwingt. Er vergreift sich an der Religion, der Familie, dem Besitztum, allem Adel, dem der Geburt wie dem des Geistes. Wir sehen, alle modernen Revolutionen bieten dieselben Erscheinungen und durchlaufen die gleichen Phasen. Sie mögen je nach den Umständen, der Zeit, den nationalen Voraussetzungen, in ihren Ideen und ihren Aspekten variieren, sie haben alle als gemeinsame Grundlage den Jakobinismus. Was in die Augen springt, wenn man sich die Mühe nimmt, die französische, die russische und die deutsche Revolution im einzelnen zu vergleichen.

Der Nationalsozialismus ist aus seiner inneren Phase herausgetreten, um in seine Phase der Ausdehnung und der Eroberungen überzugehen, wie alle Revolutionen in einem bestimmten Augenblick. Denn eine Revolution verändert die Beziehungen zwischen den Staaten in einer solchen Weise, daß sie gezwungen ist, sich auszudehnen, wenn sie nicht zum Erstickungstod verurteilt sein will. Jede Revolution tritt mit neuen Ideen und neuen Lehren auf, sie predigt und zwingt zu einem neuen Glauben. Und hier dürfen wir uns nicht täuschen: die deutsche Revolution geht über ihren eigenen Nationalismus hinaus; die Idee des Reiches ist [illegible] das [illegible] christliche Heilige Römische Reich. Woran hat der Nationalsozialismus gedacht und bereitet er sich vor? Auf eine Organisation Europas, Organisation nach seinem Bild! Die Französische Revolution hat es zwar nicht besser gemacht, sie, für die die Menschheit, Frankreich und der «Mensch an sich», der Mensch der Menschenrechte, der

Franzosen war. Deutschland aber ist mehr als Frankreich, ist Mitteleuropa. Mission Ottos des Großen und der Sachsenkaiser, Mission der Deutschen Ritter, d. h. der Preußen.

Sicher hat die deutsche Revolution Aussichten auf Erfolg. Es wäre unklug, dies zu verkennen. Vor allem: ihre wirkliche Kraft. Während die Französische Revolution intellektueller Art gewesen ist, bedeutet die deutsche ein gewaltiges Wiedererwachen der affektiven, instinktiven Kräfte. Daher ihr irrationales Wesen. Die Französische Revolution war [illegible], die deutsche ist religiös. Rückkehr zum Heidentum. Die Welt kann eben nur christlich oder heidnisch sein. Sie hält es nicht lange aus, rationalistisch, rein weltlich, freidenkerisch zu sein, weil das der menschlichen Natur und ihren tiefsten Bedürfnissen widerspricht. Wenn ihr die Rückkehr zum Christentum unmöglich gemacht ist, kehrt sie zum Heidentum zurück; das Wesen des Heidentums ist nichts anderes als die Anbetung der Rasse und des Blutes, des Bodens und der Gemeinschaft. Nicht zu vergessen der pantheistische Instinkt der Germanen und der Slaven: ein [illegible] des Sumpfs und der Wälder. Alle diese Völker stehen noch in ihrer romantischen Jugend. Der Faschismus ist widerwärtig, aber er zieht.

Eine andere Aussicht des Nationalsozialismus auf Erfolg liegt in seinem sozialen Programm: Zerstörung des Großbesitztums, [illegible] der Kirchengüter, Vernichtung des Adels, [illegible] des Kapitals, Vertreibung der Juden. Solche Forderungen können in einem verarmten Europa wie dem des Donaubeckens und des Balkans leicht Anklang finden. Um so leichter, als die Deutschen mit ihrer Methode, ihrem Organisationsgenie, ihrem erfinderischen Geist, ihrer Disziplin bereits erfolgreich durchzusetzen begonnen haben, was dem russischen Kom-

munismus und dem westeuropäischen Sozialismus mißlungen war. Der Nationalsozialismus hat den Vorteil, die Revolution neuesten Modells zu sein, diejenige, die die Revolutionen von gestern und vorgestern ins Ausverkaufsgeschäft verbannt, zum Gebrauch der Provinz, der Kolonien — und der Schweizer. Die Erbschaft der Volksfront, der Richtlinien.

Erinnern wir an jene offensichtliche Tatsache: die Bezeichnungen »Rechte« und »Linke«, »Reaktion« und »Fortschritt« sind nicht ein für allemal auf dieselben Köpfe und dieselben Anschauungen geschrieben. Ein Traditionalist kann eines schönen Morgens als feuriger Revolutionär, ein Sozialist als versteinerter Reaktionär aufwachen. Was die Stellung der Lehren und Parteien bestimmt, ist ihr Platz in der historischen Perspektive. Aber diese Perspektive ändert sich. Die großen Geschehnisse der Geschichte bewirken, daß sie sich in regelmäßigen Abständen umkehrt.

1798 stand in der Schweiz der Französischen Revolution ein Konsortium Unzeitgemäßer gegenüber. Die Patrizier, aber auch die Englisch-Liberalen, die Anhänger der Aufklärungsphilosophen, die Bewunderer Rousseaus, alle, die der Berufung der Generalstände, ja der Verkündung der Republik zugejubelt und die die Ausschreitungen des Terrors und der Diktatur Robespierres erschreckt und abgestoßen hatten. Diese Leute hatten nur eines gemeinsam, ihren aus Furcht, Entrüstung, Haß entstandenen negativen Willen: »Wir wollen von dem nichts wissen bei uns.« Daneben verabscheuten sie einander, zankten sich und verschworen sich mit dem Ausland wie vorher. Einzig ein großer, auf rechtzeitigen Reformen fußender Aufschwung hätte es möglich gemacht, einen Widerstand zu leisten, der vielleicht siegreich abgelaufen wäre. Aber es ist unmöglich, einer Revolution zu widerstehen, wenn

wir in den Linien bleiben, die diese Revolution hinter sich gelassen hat: wir widerstehen ihr nur, wenn wir uns in die gegenüberliegenden Linien stellen, in die entgegengesetzten Linien, von denen aus wir sie offensiv bekämpfen können. Die Reaktion liegt hinter der Revolution, die Gegenrevolution liegt vor ihr.

Das Bewußtsein der Schweiz.

Um uns der Schweiz bewußt zu werden, genügt es nicht, daß wir sie lieben: wir müssen sie mit Einsicht und Seelengröße lieben.

Um uns der Schweiz bewußt zu werden, müssen wir Geist und Herz weit aufmachen: großmütig sein gegen die Vergangenheit, kühn gegenüber der Zukunft.

Um uns der Schweiz bewußt zu werden, müssen wir von der Schweiz eine hohe Idee haben. Aber eine konkrete Idee, die die ganze nationale Wirklichkeit erfaßt, sie an den Wurzeln und Würzelchen packt, mit unserer ganzen Vergangenheit, unserer ganzen Erde, ohne etwas zu trennen, abzuschneiden, aufzugeben, weder eine Scholle, noch einen Stein, noch eine Quelle, noch ein Grab. Die Idee von der Schweiz auf die Gegenwart beschränken, nicht weiter als das 19. Jahrhundert sehen; glauben, die Schweiz sei 1848 aus der Finsternis hervorgegangen, und dieses Jahr der Erleuchtung teile unsere Geschichte in zwei Zeitalter, das der Vorbereitung und das der Erfüllung; sich einbilden, unsere Demokratie sei, von der Verbesserung einiger Kleinigkeiten abgesehen, hinfort ein unwandelbarer Zustand: das heißt wahrlich nicht, von der Schweiz eine hohe Idee haben, das heißt wahrlich nicht, sich ihrer bewußt sein.

Um uns der Schweiz bewußt zu werden, müssen wir uns zuerst den Sinn für die Geschichte aneignen. Die Geschichte ist nicht nur die Vergangenheit. Es gibt nicht nur die Geschichte, die sich ereignet hat, sondern auch die, die sich ereignet, und die, die sich vorbereitet. Denn die Geschichte ist eine Kraft, die ihre Quelle im Urgrund der Vergangenheit hat, die Vergangenheit durchläuft, diese mit sich führt, um auf uns zu kommen und uns in die Zukunft zu ziehen. Der Geschichte möchte ich die Rhone zum Gleichnis geben: die Rhone, diese Mutter der Städte, die aus dem Felsen und dem Eis entspringt, beginnt als Bächlein zwischen Sand und Geröll, stürzt als Wasserfall in eine dunkle Schlucht, wird zum Sturzbach, wird zum Fluß, wird zum Strom und verliert sich schließlich im Meere — die Rhone, die alle Tage geboren wird und stirbt, beginnt und endet — die Rhone, für welche die Vergangenheit, die Gegenwart und die Zukunft denselben Lauf bedeuten.

Um uns der Schweiz bewußt zu werden, müssen wir aus unserer Geschichte die Kraftlinien herauslösen. Auch dazu ein Gleichnis: jene mit elektrischer Kraft geladenen Leitungsdrähte, Spender des Lichts, aber auch des Todes für den, der sie leichtsinnig berührt; jene Leitungsdrähte, die, ihren unveränderlichen Richtungen folgend, von Mast zu Mast über alle Hindernisse, über die ganze Vielfalt unserer Landschaften, die ganze Weite unseres Bodens dahinziehen, damit wir Licht bekommen in der Finsternis. So gibt es in der Geschichte jedes Volkes, auch des unseren, Konstanten, beständige Eigenschaften und unwandelbare Grundkräfte, die sich aus allem herauslösen, was je nach den Generationen und Jahrhunderten, den Geschehnissen und den Regimen, den Anschauungen und den Menschen sich ändert und wechselt. Es gibt, vom Ursprung an, eine Anfangsrichtung, die trotz den ent-

gegengesetzten Richtungen, womit die Menschen sie zu bekämpfen suchen, unveränderlich bleibt.

Um uns der Schweiz bewußt zu werden, müssen wir gegen die Vergangenheit gerecht sein. Wenn wir ungerecht sind gegen die Vergangenheit — sie nicht zu kennen, ist schon eine Ungerechtigkeit —, wird die Zukunft ungerecht sein gegen uns, wenn wir einmal selbst Vergangenheit geworden sind. Wenn wir hartnäckig die Vergangenheit als einen Feind betrachten, uns mit Vorurteilen gegen die Auferstehung des Alten Regimes wappnen — während wir selbst das Alte Regime sind —, wird uns die Zukunft als Rächer der Vergangenheit den Dolch ins Herz stoßen. Wir müssen gerecht sein gegen die Vergangenheit, weil wir die Aufgabe haben, die nationale Fortdauer zu gewährleisten. Wir müssen gerecht sein gegen die Vergangenheit, weil wir alle Kräfte und alle Güter der Vergangenheit nötig haben, um uns zu erhalten und uns zu verteidigen, und weil wir, wenn wir die Schlüssel zu dieser Rüstkammer verloren hätten, ohne Waffen und ohne Banner wären.

Um uns der Schweiz bewußt zu werden, müssen wir die Vergangenheit nicht hinter uns, sondern vor uns fühlen. Denn die Vergangenheit wirft sich, um das Bild eines vergessenen Dichters zu brauchen, vor uns hin und läuft vor uns her, wie beim Sonnenuntergang der Schatten der Pappeln und Eichen, zwischen denen wir unseren Weg gegangen waren. Die Vergangenheit gehört zu unserer Dauer. Nichts trennt uns von ihr als die Zeit, dieser relative Begriff. Und wir können uns selbst nur durch die Vergangenheit erkennen.

Um uns der Schweiz bewußt zu werden, muß das Volk seine verlorene Größe wiedererhalten. Das Volk: was bedeutet dieses Wort? Es bedeutet nicht etwa die Wählerschaft, noch das Proletariat im Gegensatz zum Bürger-

tum, noch die alleinige gegenwärtige Generation, als ob es keine Väter mehr gäbe und als ob es keine Kinder mehr geben sollte. Nicht einmal das, wie es das Lexikon definiert: die Gesamtheit der Menschen, die ein und dasselbe Land bewohnen. Nein, sondern eine umfassende geschichtliche Gemeinschaft, eine Kette von Geschlechtern, die ein gleiches Schicksal aneinander gebunden und denen die Vorsehung dieselbe Aufgabe zugewiesen hat. »Die Menschheit besteht aus mehr Toten als Lebenden«: wie christlich ist doch dieser Gedanke des Positivisten Auguste Comte! Selbst mein kleines Dorf macht er zu einem großen unsterblichen Volk: die Kirche in der Mitte, der Friedhof um die Kirche und die siebenzig Herdfeuer um den Friedhof, die Lebenden bei den Toten und die Toten bei Gott.

*

Die Schweiz, der die Grundeinheiten der Sprache, der »Rasse« und des Glaubens versagt geblieben sind, hat sich nur auf der Geschichte aufgebaut: die Geschichte ist ihre einzige große Dimension. Die Schweiz stirbt, wenn die Kontinuität ihrer Geschichte abgebrochen wird.

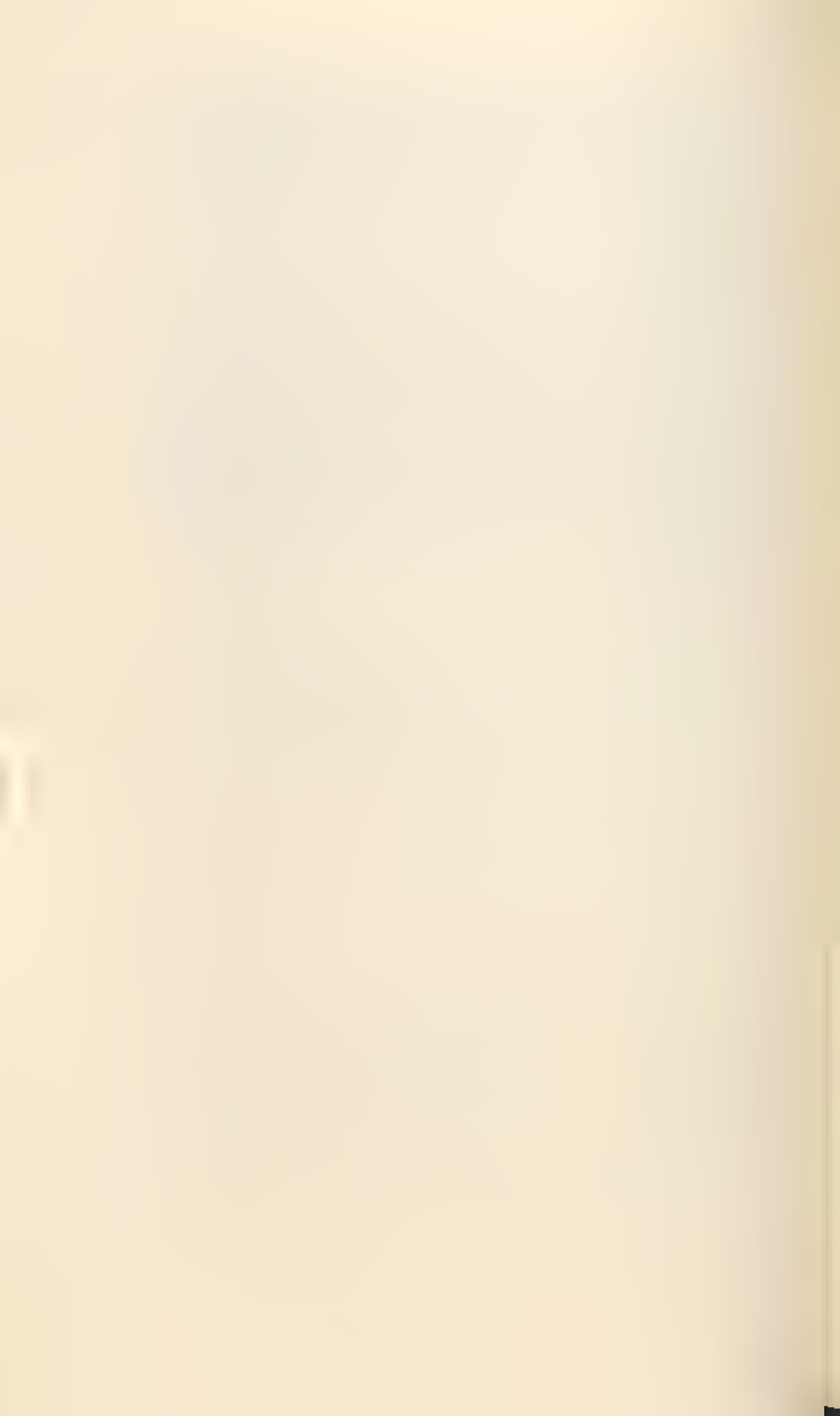
Ein Volk bricht nicht ungestraft mit seiner Geschichte. Aber ein Volk bricht mit seiner Geschichte, sobald es seine geschichtliche Einrichtung zugunsten einer theoretischen Einrichtung abschafft, sobald es die natürliche Ordnung zugunsten einer gesetzlichen Ordnung zerstört.

Keine Regierung, kein Parlament, keine Partei, keine Mehrheit, keine Wählerschaft, kein »gesetzliches Land«, keine Generation haben das Recht, sich als jeder Pflicht gegen die Vergangenheit entbunden zu betrachten, sich als Richter über das nationale Schicksal aufzuwerfen.

Wir können nur in die neue Zeit einziehen, wenn wir unseren Kraftlinien folgen, und manchmal müssen wir bis zu unseren Ursprüngen zurückkehren, um die rechte Richtung wiederzufinden. Wir können nur in die neue Zeit einziehen, wenn wir unsere »Konstanten« mit uns nehmen.

Alles kommt darauf an, daß wir wissen, wie wir in die neue Zeit einziehen wollen. Ob in Unordnung und gezwungen, von den Ereignissen mitgerissen, von den andern gestoßen, wie eine Schar Gefesselter, die nachts mit Peitschenhieben in den Hof eines Gefängnisses getrieben werden. Oder in Ordnung, aus eigenem Willen, frei, wie ein Heer von Siegern, das am Mittag beim Glockengeläute mit seinen Standarten, seinen Ahnen und Göttern in die eroberte Stadt einzieht.

Jetzt versteht und entscheidet, wenn ihr nicht Grabschaufler sein wollt.



II

Die föderalistische Lösung.

Föderalismus und Demokratie

[illegible]

[illegible] Föderalismus.

[illegible] gangenheit.

[illegible]

diese Binsenwahrheiten zu wiederholen. In Wirklichkeit gründete sich jenes Gleichgewicht, jener Kompromiß, auf zwei auseinanderstrebende Kräfte. Das mußte zu einer Spaltung führen. Diese zeigt sich schon in der Verfassung von 1874. Bis zum Weltkrieg sehen wir sie langsam größer werden, nachher immer schneller. Heute der Bruch. Er war unvermeidlich: unser schweizerisches Gleichgewicht war vom europäischen Gleichgewicht bedingt, und dieses ist nun zerstört.

Unsere heutige Demokratie, mit ihrem Geburtsschein von 1848, ist eine erstarrte Revolution.

*

Unsere heutige Demokratie ist, wie alle ihre Schwestern, zentralistisch. Sie und der Föderalismus sind im tiefsten Grunde unvereinbar: weil sie zwei Weltanschauungen angehören, die den Menschen und das Leben entgegengesetzt auffassen. Und heute ist der Kompromiß unserer Großväter von 1848 nicht mehr möglich. Warum? Weil jetzt, in unserem 20. Jahrhundert, in unserem Jahr des Heils 1939 das Dilemma »Föderalismus oder Zentralisierung« zum Dilemma »Revolution oder Gegenrevolution« geworden ist.

Denn die Demokratie ist, wie alle vergangenen, gegenwärtigen oder zukünftigen Regime, nicht eine abstrakte Theorie, sondern eine geschichtliche Erscheinung. Sie ist eine Form des menschlichen Lebens, eine Form, die sich entwickelt, der Bewegung und der Veränderung unterworfen bleibt. Geboren werden, sich entfalten, auf eine ganz kurze Zeit eine verhältnismäßige Vollkommenheit erreichen, dann abnehmen, altern, endlich sterben: das ist das Los aller Regime.

Ein Regime ist nur das politische Gewand einer bestimmten Gesellschaft. Jede tiefgehende Veränderung der

menschlichen Gesellschaft führt also früher oder später zu einer Aenderung des politischen Regimes.

*

Das innere Gesetz der Demokratie ist die Zahl. Kraft dieses Gesetzes der Zahl hat die Demokratie, vom liberalen Individualismus ausgehend und dem logischen Lauf ihrer Entwicklung folgend, in die Massenherrschaft und den Etatismus gemündet. In diesem Augenblick hört die Demokratie auf, ein Regime zu sein, und ist nur noch ein Wahlsystem. Das Regime ist dann sozialistisch und neigt dazu, kommunistisch und totalitär zu werden. Die Diktatur steht nicht im Gegensatz zur Demokratie; sie ist als Möglichkeit in der Demokratie enthalten.

*

Jedes Regime geht an der Uebertreibung seiner eigenen Prinzipien zugrunde. Wenn die Demokratie diesem Schicksal entgehen will, braucht sie ein Gegengewicht.

Dieses Gegengewicht ist in England, Belgien, Holland und den skandinavischen Staaten das Königtum. In der Schweiz ist es der Föderalismus. *Die Rückkehr zum Föderalismus ist also eine Lebensnotwendigkeit für unser Land.* Sonst setzen wir alles aufs Spiel. Das hatte schon der liberale, demokratische Bundespräsident Numa Droz geahnt und vorausgesagt, als er 1899 schrieb: »Können wir vorausberechnen, daß die Demokratie, der Ausübung so vieler Zuständigkeit überdrüssig, sich selbst aus Klugheit dieser entäußern oder aber von einer aus den Auswüchsen der Massenherrschaft entstandenen Diktatur sich ihrer entäußern lassen wird? Wie alles sich ändert auf Erden, ist das eine durchaus denkbare Möglichkeit, ja wir könnten sagen, eine Gewißheit.«

Der Föderalismus als Staatsform.

Der Föderalismus ist eine Staatsform, bei der mehrere kleine Staaten oder Gemeinwesen, um ihre Existenz besser verteidigen, ihre Unabhängigkeit besser bewahren und ihre gemeinsamen Interessen besser fördern zu können, dazu einwilligen, einen Teil ihrer Souveränität zu opfern, um eine zentrale und höchste Staatsgewalt einzusetzen.

Bekanntlich unterscheidet sich der Föderalismus seinem tiefsten Wesen nach sowohl vom Regionalismus als auch von der Dezentralisierung. Der Regionalismus und die Dezentralisierung schließen jede Idee, jedes Prinzip der Souveränität aus. Sie sind beide nichts anderes als administrative Zugeständnisse, die von einer nicht nur zentralen, sondern sogar zentralisierten Staatsgewalt ausgehen. Diese vorherbestehende Staatsgewalt schafft sie und verleiht ihnen eine gesetzliche Existenz. Von dieser Staatsgewalt hängen sie ab. Der Föderalismus dagegen setzt souveräne Staaten voraus, die vor der Zentralgewalt bestehen, diese schaffen und ihr freiwillig einen Teil ihrer Souveränität opfern, damit sie ihre Macht ausüben kann. Denn die Zentralgewalt verdankt ihre Existenz den verbündeten Staaten.

*

Der Föderalismus enthält also zwei wesentliche Bestandteile: die Staaten, die Gemeinwesen, die sich verbünden; die Zentralgewalt, die sie einsetzen. Aber diese beiden Bestandteile sind weder gleich alt, noch gleichwertig, noch gleichberechtigt. Sie sind nicht Gegenstücke, sondern dieser ist jenem untergeordnet. Der erste: die Staaten, die Gemeinwesen, bildet den konstituierenden Bestandteil, der zweite: die Zentralgewalt, bildet den konstituierten Bestandteil.

Der zweite Bestandteil ist nur ein Ausfluß des ersten. Dieser kann jenen zu jeder Zeit durch eine neue Vereinbarung unter seinen Mitgliedern abändern. Der erste Bestandteil, die Staaten, die Gemeinwesen, die vor dem zweiten, der Zentralgewalt, dagewesen sind, hat also höhere Rechte als dieser.

Doch diese beiden Bestandteile sind untrennbar. Wenn es keinen Staatenbund oder auch nur Bundesstaat mehr gibt, wenn die Staaten, die sich verbündet haben, durch ein vereinheitlichtes, zentralisiertes System ersetzt worden sind, so haben wir noch keinen Föderalismus, oder wir haben keinen Föderalismus mehr, sondern einfach ein mehr oder weniger starkes Bündnis, wenn die Zentralgewalt nicht oder ungenügend konstituiert worden ist. Aller Föderalismus setzt in der Tat ein gemeinsames Föderationsprinzip voraus. Zu schwache Staaten und eine zu starke Zentralgewalt oder, umgekehrt, zu starke Staaten und eine zu schwache Zentralgewalt stellen einen unvollständigen oder unausgeglichenen Föderalismus dar.

Warum haben sich die Staaten verbündet? Um ihre Autonomie, ihre Persönlichkeit zu erhalten, nicht um sie der Zentralgewalt preiszugeben. Die Autonomie jedes Staates zu verteidigen, zu bewahren, zur Geltung zu bringen, das ist die Aufgabe der Zentralgewalt, das ist ihre Daseinsberechtigung. Wenn sie ihrer Aufgabe untreu wird, verliert sie ihre Daseinsberechtigung und ihre Gesetzlichkeit.

Wenn sich die Zentralgewalt an die Stelle der inneren Regierung des einzelnen Staates setzt, so ist das widerrechtliche Besitzergreifung. Da die Zentralgewalt nur der Ausfluß der verbündeten Staaten ist, darf sie unmittelbar nur diese kennen und darf sich nur durch deren Vermittlung an deren Völker wenden. Dagegen muß die Zentralgewalt in ihrem eigenen Bereich stark sein: nach außen

die Verteidigung des Staatenbundes, den sie dem Ausland gegenüber vertritt; nach innen, die Aufrechterhaltung des Staatenbundes nach dem Pakt, den sich dieser gegeben hat.

*

Aus dem Dargelegten geht der wesentliche Unterschied hervor, der zwischen den Mitgliedern des Staatenbundes und der Zentralgewalt besteht. Die Zentralgewalt ist nur eine gesetzliche, legale Gewalt; die Staaten dagegen stellen eine rechtmäßige, legitime Gewalt dar. Die Gesetzlichkeit aber, d. h. die Macht, die einem geschriebenen Gesetz entspricht, steht der Rechtmäßigkeit nach, d. h. der Macht, die sich auf das Recht gründet, nicht kraft eines geschriebenen Gesetzes, sondern eines Prinzips, das vor diesem Gesetz bestanden hat. Die Zentralgewalt besitzt nur insofern Rechtmäßigkeit, als diese ihr von den Staaten, deren Ausfluß sie ja ist, verliehen wird. Dagegen verleihen diesen Staaten ihre ursprünglichere Existenz, ihre geschichtliche Entwicklung, ihre Persönlichkeit selbst ihre Rechtmäßigkeit. Der Föderalismus ist für sie ein unberührbares Prinzip der Rechtmäßigkeit. Denn sie sind die Quelle der Souveränität.

*

Auf den ersten Blick scheint es, als ob die Art des Bandes, das die Staaten verbindet, die eines Vertrags sei. Dieser Vertrag könnte also gekündigt werden, sei es auf das ausdrückliche Verlangen eines oder mehrerer Staaten, sei es nach gemeinsamer Uebereinkunft. In diesem Falle würde jedes Mitglied des Staatenbundes, der Bundesgenossenschaft, sobald es aus dieser austritt, die freie Verfügung über sich selbst mit seiner vollen und ganzen Souveränität, d. h. mit allen Rechten, auf die es beim Eintritt verzichtet hatte, wiederfinden.

In Wirklichkeit handelt es sich keineswegs um einen bloßen Vertrag, sondern um einen von dem Glauben und der Ehre verbürgten Bundes Eid. Daher ist eine so alte Bundesgenossenschaft wie die unsrige geheiligt. Denn nachdem eine Jahrhunderte lange Geschichte sie aufgebaut, nachdem ein heldenhaftes Blut sie fester gekittet, nachdem die Zeit, die Dauer ihren Fortbestand gesichert haben, hat ihre Einheit in der Mannigfaltigkeit den Wert eines unberührbaren Prinzips, das religiöser Art ist. Die Bundesgenossenschaft, der Staatenbund, hat aufgehört, ein Bündnissystem zu sein, um ein Körper zu werden. Von nun an ist er die Staatsform einer größeren Nation. Die nationale Idee hat sich über die ganze Bundesgemeinschaft ausgebreitet.

Das erste Recht jeder Nation aber ist das Recht auf die Vollständigkeit ihres Gebietes. Woraus folgt, daß die verbündeten Staaten auf den Separatismus verzichtet haben, ja selbst auf ihr gemeinschaftliches Recht, nach gemeinsamer Uebereinkunft den Staatenbund, den sie früher gebildet hatten, aufzulösen.

Doch dieser bleibt immer offen für neue Mitglieder, unter den vom Pakt und der Tradition bestimmten Bedingungen. Das ist ein vitales Prinzip der Bundesgenossenschaft, und niemand hat das Recht, die geschichtliche Entfaltung einer Nation willkürlich anzuhalten, noch die Idee, die das erste Bündnis gezeugt hatte, unfruchtbar zu machen. Um so weniger als diese Idee den Zwang ausschließt: jede Bundesgenossenschaft setzt die Freiwilligkeit des Beitritts voraus.

Das Prinzip des Föderalismus.

Es genügt nicht, daß wir im Föderalismus eine Staatsform, ein Regierungssystem sehen: wir müssen auch noch die Prinzipien herauslösen, mit denen er im menschlichen Leben wurzelt.

Unsere Föderalisten haben insofern gesündigt, als sie an der Oberfläche des Föderalismus geblieben sind, den Föderalismus mit kantonaler Souveränität verwechselt und es nie verstanden haben, den Föderalismus in den Kantonen selbst anzuwenden. Wo haben die Zentralisierung und der Etatismus tatsächlich angefangen? In den Kantonen und sogar in den Gemeinden. Die Ansteckung, die schlechten Beispiele sind dorther gekommen. Der doktrinäre Demokratismus hat seine ersten Ueberschreitungen in den Städten verübt.

*

Das Prinzip des Föderalismus ist nicht ein politisches, sondern ein soziales: jede Bundesgenossenschaft, *fœderatio*, ist zuerst eine Genossenschaft.

Die Genossenschaft ist das Gegenteil der Partei: diese ist politisch und trennt, jene ist sozial und verbindet.

Der Föderalismus ist also eine verbindende Kraft, ist ein Band, das Band der Bundesgenossenschaft. Er zerstückt nicht, er fügt zusammen; er schwächt nicht, er stärkt. Was schwächt, zerstückt, trennt, ist die Wahlpolitik, die Zentralisierung, der Etatismus. Und das haben die Föderalisten immer noch nicht richtig verstanden.

Der Föderalismus ist das Prinzip, das dem Gesetz der Zahl, der Massenherrschaft, der demokratischen Gleichheit und der Folge von alledem, der anonymen und unver-

*

antwortlichen Diktatur, entgegengesetzt ist: der Föderalismus birgt alle wahren Freiheiten in sich.

Der Föderalismus ist also mehr und etwas Besseres als eine bloße Staatsform, ein bloßes Regierungssystem, er ist ein soziales Prinzip, eine Auffassung des Menschen und des Lebens.

Daraus folgt, daß dieses soziale Prinzip, diese Menschen- und Lebensauffassung sowohl im Innern jedes der Staaten als auch im Innern der Bundesgenossenschaft, die diese gebildet haben, angewendet werden müssen. Die Staaten — die Kantone — haben nicht das Recht, sich gegen die Zentralisierung und den Etatismus des Regimes aufzulehnen, wenn sie diese in ihrem eigenen Hause betreiben.

Wie die Zentralgewalt verpflichtet ist, die ursprünglicheren Rechte und die Autonomie der verbündeten Staaten zu achten und zu fördern, so sind die verbündeten Staaten verpflichtet, die ursprünglicheren Rechte und die Autonomie der sozialen Grundbestandteile, aus denen sie sich selbst gebildet haben, zu achten und zu fördern.

Welches sind diese Grundbestandteile?

Diese Grundbestandteile, die auf geschichtliche und natürliche Weise jeden der verbündeten Staaten gebildet haben, sind: die Familien, die Gemeinden, die Berufsgenossenschaften, die religiösen Organisationen. Sie alle haben ein Recht auf den Föderalismus, d. h. auf eine, zwar nicht abgesonderte, aber autonome Weise zu leben, weil sie die Zellen der menschlichen Gesellschaft sind. Sie alle haben ein Recht darauf, als die geschichtlichen und natürlichen Organe des Staates anerkannt zu werden. Einfügung des lebendigen Landes in das gesetzliche Land. Ausgleich zwischen der Gesellschaft und dem Staat.

*

Der Föderalismus ist also ein soziales Prinzip.

Er ist zuerst ein soziales und erst nachher ein politisches Prinzip. Das soziale Leben beschützen, in Einklang bringen, entfalten: das ist seine Daseinsberechtigung, das ist sein Zweck.

So wie die Bundesgenossenschaft in den Schranken des Paktes eine freiwillige Verbindung autonomer Staaten ist, ebenso ist jeder dieser Staaten in den Schranken seiner Verfassung und seiner Gesetze eine freiwillige Verbindung von Autarkien. Und ebenso ist schließlich der Sinn des Daseins jeder dieser Autarkien die Beschützung und die Entfaltung der menschlichen Person.

Die Weltanschauung des Föderalismus.

Die christliche Auffassung des Menschen.

Jede Politik geht auf eine Weltanschauung zurück und ist letzten Endes nur deren Umsetzung in die Tat.

Denn, um es zu wiederholen: die Ideen enthalten die Geschehnisse im Keim, die Ideen wirken sich schließlich immer in den Geschehnissen aus. Was die modernen Völker bestimmt, sie bewegt, ergreift und aufrührt, das ist niemals die wirtschaftliche Notwendigkeit, das ist immer die ideologische Leidenschaft. Deshalb müssen wir vor allem auf die Ideen achten, zuerst einmal, daß wir welche haben, dann, daß wir richtige haben. Wenn wir überhaupt keine haben, so unterliegen wir unfehlbar dem Andrang der falschen Ideen.

Wir sprechen von Demokratie und sprechen von Föderalismus und wissen nicht mehr, was diese beiden Begriffe bedeuten, wir vermengen sie mit dem Leichtsinn eines Zauberlehrlings, weil wir im Glauben, die Wörter verstanden zu haben, es nicht für nötig halten, die Dinge

zu ergründen. Hier liegt ja die Gefahr, daß wir nach einer Weltanschauung handeln, die wir nicht mehr verstehen, einfach kraft der Gewohnheit, althergebrachter Begriffe und Phrasen.

*

Es gibt also eine Weltanschauung des Föderalismus. Der Föderalismus hat nur Sinn, Wert, Macht, wenn er an diese Weltanschauung gebunden bleibt: die christliche Auffassung des Menschen und folglich des menschlichen Lebens.

Was eine Epoche bestimmt und kennzeichnet, ihr ihr eigenes Antlitz verleiht, ihre Hauptströmung und ihre Kraftlinie zeigt, das ist ihre Auffassung des Menschen. Die Auffassung des Menschen aber, die die moderne Zeit bestimmte, war nicht die christliche Auffassung, sondern der Individualismus.

Aus dem Individuum, dem »Einzelmenschen«, die Einheit der Gesellschaft, der Nation, des Staates machen und dabei die Zwischenglieder, die religiösen und sozialen Bindungen, unterdrücken: das ist der Individualismus. Der Mensch ist das Maß aller Dinge, alles geht auf ihn zurück und von ihm aus, von der politischen Autorität bis zu den metaphysischen Anschauungen. Der Individualismus verlegt den Mittelpunkt des Universums in den Menschen. Er setzt den Menschen an die Stelle Gottes. Er weist dem Menschen als Zweck das irdische Glück durch die Befreiung des Geistes und die Beherrschung der Materie an. Individualismus, Humanismus, Anthropozentrismus.

Heute büßen wir diesen Grundirrtum über die wahre Natur des Menschen, überall und in jeder Beziehung. Notwendigerweise: wenn wir mit einem Irrtum über den Menschen beginnen, werden wir uns in der Folge über alle Aspekte des menschlichen Lebens irren. Nicht nur über

den geistigen Aspekt, sondern auch über den politischen, den sozialen, den wirtschaftlichen Aspekt.

*

Der Föderalismus ist eines der Opfer, die dieser Irrtum auf seinem Wege gefordert hat. Der Föderalismus ist nämlich eng an die christliche Auffassung des Menschen gebunden.

Nach der christlichen Auffassung ist der Mensch ein gemischtes Wesen, das genau auf der Grenzscheide zwischen der geistigen und der stofflichen Welt steht. Der Mensch ist ein sterblicher Körper und eine unsterbliche Seele, ein beseelter Körper und eine verkörperte Seele. Deshalb unterscheidet die christliche Auffassung in der organischen Einheit des Menschen das Individuum und die Person.

Das Individuum im Menschen ist das fleischliche, das vergängliche Wesen, die Person in ihm ist das geistige, das unsterbliche Wesen. Als Individuum ist der Mensch eine bloße Einheit in einer Gattung, der Menschengattung. Als Person ist der Mensch Jemand. Aber Jemand sein, heißt von den andern verschieden, heißt ein Selbst sein.

Das Individuum im Menschen ist dem Werden unterworfen, aber die Person hat teil am Sein. Das Individuum ist der Menschengattung, der Gesellschaft und folglich dem Staat untergeordnet — geht in die Gesamtheit ein, wie eine unendlich kleine Zahl sich in einer ungeheuren und unaufhörlich wachsenden Summe verliert. Die Person aber ordnet sich Gott unter, dem Sein, dem Wesen an sich, das durch sich selbst ewig besteht, der Quelle aller Dinge und aller Persönlichkeit, Gott, dem der Mensch immer ähnlicher wird, je mehr er sich ihm nähert. Das Ziel des Individuums ist die Gesellschaft, das Ziel der Person ist Gott.

Die Menschheit — ich meine die Menschengattung —, die Gesellschaft, der Staat haben Rechte auf das Individuum, die bis zum Opfer der Güter und des Lebens gehen können, da das Individuum ihnen untergeordnet ist. Aber das Leben hat einen geringen Preis für den, der eine unsterbliche Seele in sich spürt. Die Menschheit, die Gesellschaft, der Staat haben jedoch gegenüber der Person nur Pflichten, weil die Person Gott untergeordnet ist. »Zuerst Gott gedient«, sagte Jeanne d'Arc. »Wir sind deine Soldaten und wir haben zu den Waffen gegriffen, um die Staatssache zu verteidigen, aber nichts wird uns dazu bringen, jemals Christum zu verleugnen«, antwortete unser Schutzheiliger Mauricius, der Martyrer, dem Abgesandten des Kaisers Diocletian. Diese Antwort dürfte die Haltung des christlichen Schweizers gegenüber den massiven Mächten ausdrücken, die uns heute bedrohen.

Das ist die christliche Auffassung des Menschen. Sie ist von vitaler Bedeutung, weil sie allein imstande ist, jene Antithese zwischen dem Menschen und der Gesamtheit, dem Menschen und dem Staat aufzulösen, aus der herauszukommen die moderne Welt sich unfähig erwiesen hat: indem sie zwischen die beiden Begriffe der Antithese eine dritte Idee einführt, die daraus eine Synthese macht: die Idee des »Gemeingutes«.

Gemeingut und Kultur.

Die moderne Auffassung des Menschen, die individualistische Auffassung, führt, sobald sie sich in den Geschehnissen ausgewirkt hat, unvermeidlich zum Gesetz der Zahl, zum Mehrheitssystem, zur Zentralisierung, zum Etatismus und noch weiter: zum »Selbstmord des Individuums«, zu seinem Verschwinden in der Gesamtheit. Wenn die Gesellschaft aus Individualismus in Atome auf-

geteilt worden ist, so kommt ein Augenblick, wo die Atome sich verbinden: das Regime der Masse.

Die moderne Welt hat den heutigen Menschen zum Besitzer so vieler individueller Freiheiten gemacht, daß er außerstande ist, sie zu gebrauchen. Deshalb ist er gezwungen, zugunsten der Gesamtheit, d. h. in Wirklichkeit immer des Staates — »Das Ich ist der Staat« —, darauf zu verzichten. Da die »moderne Weltanschauung« es nicht mehr gewagt hat, dem einzelnen Menschen das Glück auf dieser Erde zu versprechen, hat sie es der Menschheit versprochen: genau so hat sich der Individualismus vom Individuum in die großen Massen verlegt.

Das ist die Tragödie des heutigen Menschen. Der Mensch findet sich allein gegenüber Wirklichkeiten, die viel zu mächtig sind, als daß er imstande wäre, aufrecht und mit offenen Augen vor ihnen stehen zu bleiben: der Staat, die Nation, die Rasse, die Klasse, die Menschheit, die Wissenschaft, die Natur, der Frieden und der Krieg, und selbst Gott... Deshalb fühlt sich der heutige Mensch inmitten seinesgleichen zur Vereinsamung verdammt. Deshalb flüchtet er vorwärts. Deshalb meistert er die Kräfte nicht mehr, die er entdeckt und entfesselt hat. Und deshalb wird er zum Herdenmensch, ehe er aus Uebermaß an Freiheit zur Knechtschaft zurückkehrt, da ja alles Uebermaß sein Gegenteil erzeugt. Das wird mittels der Organisation, der »Standardisierung« geschehen, und weil, wie ich fürchte, ein Augenblick kommen wird, wo das Individuum an sein Berufsfach, an sein Handwerk wird angebunden werden müssen, um den Völkern das Leben zu sichern. Nichts wird dieser Entwicklung mehr und besser Vorschub geleistet haben als der Sozialismus.

■

Dieser Zwiespalt zwischen dem Individuum und der Masse nimmt bei uns die Form eines Kampfes zwischen dem Bürger und dem Staat an. Aber der Bürger ist trotz seinem Stimmzettel ohnmächtig gegenüber dem Staat und den großen Kollektivkräften, die alle auf den Etatismus zulaufen. Weshalb diese Ohnmacht? Weil die moderne Welt alle Zwischenglieder, alle Dämpfer, alle Schutzorgane zwischen einem Staubkorn, dem Individuum, und dieser Saugmaschine, dem zentralistischen Staat, zerstört hat. Denn die moderne Welt hat nur noch diese beiden Glieder des gesellschaftlich-staatlichen Verhältnisses gesehen – das dritte hat sie vergessen oder aus Haß unterdrückt. So hat sie nichts als Widersprüche geschaffen, die aufzulösen sie unfähig ist. Daher auch die Krise unserer Demokratie. Wenn diese sich noch retten will, muß sie zum dritten Glied zurückkehren: zum Föderalismus.

Denn alle Massenherrschaft ist notwendigerweise materialistisch, weil sie sich notwendigerweiser auf den Vorrang des Wirtschaftlichen gründet, was die Schweiz nicht aushalten kann. Ueberdies ist jeder Wirtschaftsstaat notwendigerweise zum Verschwinden verurteilt. Folglich sind alle der Person, der Familie, dem Gemeinwesen entrissenen Freiheiten ebenso viele Stützen, die der nationalen Unabhängigkeit entzogen werden. Alles, was sich das gegenwärtige Regime vom Föderalismus aneignet, bereitet die Aneignung der Schweiz durch eine Masse vor, die mächtiger ist als sie.

*

Das gegenwärtige Regime hat die christliche Anschauung von dem Gemeingut, dieser zweiten Grundlage des Föderalismus*, verloren.

Das Gemeingut ist etwas viel Höheres als das allgemeine oder das nationale Interesse. Das Gemeingut über-

ragt weit das Wohl des Individuums oder das Wohl des Staates. Wer die Anschauung vom Gemeingut besitzt, wird niemals sagen: das allgemeine Interesse ist die Summe aller besonderen Interessen, aber auch niemals: alles für **den Staat und durch den Staat.**

Die Anschauung vom Gemeingut entspringt aus der christlichen Auffassung des Menschen. Das Gemeingut kann so erklärt werden: es vereinigt in sich die materiellen und menschlichen Bedingungen, die dem Menschen nach der Notdurft des Individuums, aber nach den Bedürfnissen der Person zu leben erlauben, auf daß er seine Bestimmung, das irdische Leben zu durchlaufen, um zu Gott einzugehen, erfülle. So muß das Gemeingut wesentlich diesen letzten Zweck unserer menschlichen Gemeinschaften, diese abschließende und göttliche Vollendung unseres menschlichen Wesens — dieses »Ziel« unseres Lebensdranges — vor seinen Augen haben.

Alle irdischen Dinge liegen unterhalb der menschlichen Seele. Aber, solange sie im Körper weilt, hat die menschliche Seele diese Dinge nötig, und der Lebensdrang geht von ihnen aus. Sie müssen also der menschlichen Seele, der Person zugeordnet werden. Und diese Ordnung heißt **Kultur.**

*

Die Kultur ist die höchste und vollständigste Form des Gemeingutes. Aber die Kultur ist nichts anderes als ein Gleichgewicht und eine Harmonie aller wesentlichen Fähigkeiten des Menschen. Dieser Fähigkeiten hat der Mensch fünf. Drei sind ihm eigen: der Verstand, das Gefühl, der Wille zur Tat. Eine vierte knüpft ihn an seine animalische und stoffliche Grundlage: die wirtschaftliche Betätigung. Die fünfte, höchste, führt ihn über sich **hinaus: die Religion.**

Entfaltung, das Gleichgewicht und die Harmonie dieser fünf Fähigkeiten bilden die Kultur.

Einem einzelnen Menschen ist es zwar unmöglich, so vielseitig, wie genial er auch sei, diese fünf Fähigkeiten gleichzeitig und harmonisch zu entfalten. Aber was ein einzelner Mensch nicht kann, kann die menschliche Gesellschaft.

Unter den Bedingungen, die die Gesellschaft erfüllen muß, um Kultur schaffend wirken zu können, ist eine zu betonen: daß die Gesellschaft genügend differenziert ist, um alle zu einem vollständigen und höheren Leben nötigen Organe zu besitzen. Diese Bedingung kann normale erfüllt werden von einer Gesellschaft, die gleichzeitig [illegible], ohne [illegible], ohne soziale Automaten wäre und deren wesentliche Organe, die Familie, die Körperschaften, die Gemeinwesen, verstümmelt, wenn nicht sogar zerstört worden wären. Es ist also klar, daß ein dem Wesen und den Prinzipien des Föderalismus gemäß organisierter Staat – wenn dieser Föderalismus es versteht, seinem Wesen treu und in seinen Prinzipien folgerichtig zu bleiben – einen Boden bilden wird, der für das Gedeihen der Kultur viel günstiger ist als ein Staat, der zentralisiert, bürokratisiert, auf seine Gleichheits-Vorurteile versteift ist, alle geistige oder soziale Ueberlegenheit ausgleichen und in dem die wirtschaftlichen Sorgen allen anderen vorangehen. Die Kultur könnte einem Regime der Mittelmäßigkeit auf die Länge nicht widerstehen, denn die Mittelmäßigkeit endet immer im Materialismus.

Es wäre sicher gut, wenn wir den Föderalismus von diesem allgemeinen Gesichtspunkt aus betrachteten und so einsähen, daß seine Erhaltung der Schweiz ihr eigenes Gesicht, ihre besondere Kultur, ihren Sinn des Daseins retten würde. Das wäre das [illegible] V-

[illegible]
Welt eine Sendung hat.

Gemeingut und Staat.

[illegible]

[illegible]
nicht dasselbe ist wie Vergangenheit.

[illegible]

haben kein Vertrauen mehr in uns selbst und in unsere Modernität. Die fernsten Ereignisse, selbst die in Amerika und China, berühren uns, bedrohen unser alltägliches, materielles Leben, erschüttern die Sicherheit unserer Person und die Zukunft unserer Kinder. Auf der ganzen Erde fühlen sich so die Menschen durch die unerbittliche Gleichartigkeit des Schicksals aneinander gebunden. Und da fragen sich viele: könnte das nicht das Ende sein? Das Ende der Kultur? Das Ende der Menschheit? Das Ende der Welt? Daher eine Bangigkeit, wie sie seit dem Mittelalter kaum mehr empfunden worden war: weder die Kultur, noch die Menschheit, noch die Welt sind ewig.

*

Für das menschliche Schicksal ist die Staatsführung verantwortlich. Und unsere Regierung ist dieser Verantwortung nur würdig, wenn sie sich in den Dienst des Gemeingutes stellt.

Das Gemeingut ist in seinem letzten Ziel religiös. *Denken wir daran, daß unsere Bundesverfassung im Namen Gottes anhebt.* Gott ist also für die Schweiz der Richtungspunkt, das letzte Ziel. Aber haben wir das richtig verstanden? Und sind wir ihm treu geblieben?

Das Gemeingut entspricht der Natur des Menschen. Das Individuum dient dem Gemeingut, aber das Gemeingut dient der Person. So ist das Gemeingut eine Schatzkammer, die der Mensch einerseits bereichert und aus der er andrerseits schöpft.

Schließlich hat das Gemeingut eine soziale Geltung. Es ist verschieden je nach den verschiedenen sozialen Lebenskreisen. So gibt es ein Gemeingut der Familie, des Berufs, des Gemeinwesens, des Vaterlands, des Staates, der

Menschheit. Alle diese Gemeingüter aber verbindet und bringt in Einklang, daß sie trotz ihrem besonderen Ziel demselben letzten und geistigen Ziel untergeordnet, auf Gott gerichtet sind. Jede soziale Gruppe gibt so jedem ihrer Mitglieder eine moralische Richtschnur und empfängt selbst eine solche von der nächsthöheren Gruppe, in die sie sich einfügt. Aber alle zusammen empfangen dieselbe religiöse Richtschnur.

Und dies dürfen wir nun nie vergessen: wenn es ein Gemeingut der Familie, des Gemeinwesens, des Vaterlands gibt und wenn die Familie, das Gemeinwesen, das Vaterland jedes ihr besonderes Ziel haben, so kommt das daher, daß jedes sein eigenes Leben lebt, unabhängig von den Individuen, aus denen es sich zusammensetzt. Sie sind nicht ein bloßes Netz von Beziehungen. Weil die Familie, das Gemeinwesen, das Vaterland die drei wesentlichen Formen des sozialen Lebens sind, leben sie ein gleiches Leben wie der Mensch selbst; wie der Mensch, bestehen sie in ihrer organischen Einheit aus Individuen und Personen. Um den Erfordernissen ihres Gemeingutes gemäß zu handeln, um sie in ihrer Aufgabe zu lenken, gilt es, sie in ihrer Einheit, ihrer Fortdauer, ihrer Ganzheit zu verstehen.

Das ist die Aufgabe, die Daseinsberechtigung des Staates. Der Trugspruch: »Der Staat ist das geringste Uebel«, ist so widerlegt. Nein, der Staat ist eine soziale Notwendigkeit, ein Erfordernis des Gemeingutes. *Die Aufgabe des Staates ist es, das Gemeingut zu wahren und zu mehren.* Aber auf welche Weise? Indem er das Gleichgewicht und die Harmonie zwischen den fünf großen Kulturfaktoren, aber auch die Entfaltung und die Harmonie aller Grundbestandteile, die die Gesellschaft bilden, sichert. Der Staat darf sich nicht an die Stelle der Gesellschaft setzen noch sich mit

der Nation identifizieren. Er soll auch nicht alles tun, aber er soll das Ganze verstehen und lenken.

*

Das ist die hohe, schwierige, aber wesentliche Aufgabe des Staates.

Erfüllt sie heute der Staat — unser Bundes-Regime, aber auch unsere Kantonsregierungen und Gemeindebehörden?

Wenn er eine Grundkraft der Kultur auf Kosten der anderen, das Wirtschaftsleben auf Kosten des Geisteslebens überhandnehmen läßt;

Wenn er dem Volk nur ein »Wohlfahrts-Niveau« als Ideal hinstellt;

Wenn er vor lauter Verwalten unfähig wird zu regieren;

Wenn er bloße Aemter an die Stelle von Autoritäten setzt;

Wenn ihn alle Ueberlegenheit ärgert und er für sich selbst und für die anderen die Mittelmäßigkeit zur Regel macht;

Wenn er alle Kompetenzen an sich reißt, wie wenn er für alles Spezialist wäre;

Wenn er überall sein will und schließlich nirgends ist;

Wenn er zugunsten einer gesetzlichen Ordnung die geschichtliche und natürliche Ordnung des Landes unterdrückt;

Wenn er den Sinn für die persönlichen Freiheiten verliert, der menschlichen Person ihre wesentlichen Rechte entzieht, die Bürger zu bloßen Untertanen erniedrigt;

Wenn er sich der Strömung überläßt, anstatt sie zu lenken;

Wenn er zum furchtbarsten Despoten wird, den die Geschichte je gekannt hat;

Wenn er die Gesellschaft, die Nation, die Person zwingt, sich gegen ihn zu wehren, wie wir uns gegen einen abscheulichen und ehrlosen Feind wehren.

Erfüllt da der Staat seine Aufgabe?

Kann er sich da noch christlich nennen?

Hat er da noch das Recht, sich selbst als den Staat zu bezeichnen?

Die wesentlichen Rechte des Menschen.

Der Mensch hat wesentliche, seinem Wesen entsprechende Rechte. Rechte, ohne die er wie eine bessere Ameise, niemals wie eine Person leben könnte. Rechte, die der Staat zu verbürgen und zu schützen, zu festigen und zu fördern die Aufgabe hat.

Die zwei ersten, zugleich natürlichen und geschichtlichen Rechte des Menschen sind das Recht, eine Familiengemeinschaft, und das Recht, eine religiöse Gemeinschaft zu bilden. Durch jene setzt er sich fort, sichert er sich sein Geschlecht, sein Werden; durch diese lebt er selbst weiter, sichert er sich seine Seele, sein Sein. Den Leib der Erde und die Seele Gott: das ist die ursprüngliche Teilung, aber auch der ursprüngliche Grund jener Unterscheidung zwischen Individuum und Person, die schon Aristoteles erkannt hatte. Die menschliche Gesellschaft beginnt mit einem Altar und einem Grab, einem Altar, der auf dem Grabe steht.

Aber diesen beiden ersten Rechte ziehen unmittelbar ein anderes nach sich: das Recht, die materiellen Güter dazu zu brauchen, menschlich zu leben, d. h. als freier Mensch, der die Möglichkeit hat, sich selbst zu wehren und sich seinem Wesen gemäß zu entfalten: das Recht zu besitzen. Besitztum, dieses Wort soll nicht an Bankpapiere

und Ersparnisse erinnern, sondern an das Land, an das in der Mitte des Feldes erbaute Haus. Genügend Holz für das Herdfeuer, das nie erlöschen darf, genügend Land für die Nahrung, die nie mangeln soll, ein Landstück, das groß genug, ein Haus, das fest genug ist, daß die Familie Wurzel faßt und daß das Vaterland anfängt, denn das Vaterland fängt da an, wo der erste Vater sein Grab hat. Im Recht auf Besitztum müssen wir die Folge des Rechts auf die Familie, d. h. auf die Nachkommenschaft und den Herd, sehen.

Wenn aber der Mensch nicht allein ist, so ist die Familie auch nicht allein. Sie treibt Zweige. Andere Familien gehen aus ihr hervor. Schon gehört sie zu einer größeren Gruppe: zur Sippe, zum Stamm, zum Gemeinwesen. Zur sozialen und zur religiösen Organisation fügt sich jetzt die politische Organisation hinzu, deren erste Form militärisch ist: die gemeinsame Verteidigung. So sehen wir allmählich die nationale Gemeinschaft entstehen. Ihr Ursprung liegt im Urbedürfnis und im Urrecht der Menschen gleicher Herkunft, gleicher Sitten, gleicher Bedürfnisse, sich zu verbünden und zu verteidigen.

*

So beginnt die Kultur. Je mehr sie sich entwickelt und je besser die Gesellschaft sich organisiert, desto mehr wird sich auch der Mensch seiner eigenen Persönlichkeit bewußt. Das bedeutet, daß er sich eines letzten Rechtes bewußt wird: des Rechtes, nicht in der Masse ertränkt, zum Sklaven der Gesamtheit gemacht, sondern nach dem, was er inmitten der andern Persönliches, Ungleiches, Verschiedenes hat, anerkannt und behandelt zu werden. Des Rechtes auf die Persönlichkeit.

Diese Rechte, die keineswegs abstrakt sind, die nichts zu tun haben mit den »Menschenrechten«, die aber die

wahren Rechte des Menschen sind, nennt die christliche Soziologie präsozial. Sie sind tatsächlich älter als die Gesellschaft, insofern als die Bedürfnisse, denen sie entsprechen, die Gesellschaft erzeugt haben. Und die Gesellschaft hat die Aufgabe, diese Rechte zu achten. Die soziale und politische Ordnung kann sie bestimmen, begrenzen, in Einklang bringen: sie kann sie niemals zerstören, ohne sich letzten Endes selbst zu zerstören. Die soziale und politische Ordnung muß, selbst wenn sie zu ihrer vollen Entfaltung gelangt ist, immer zeigen, daß diese Rechte ihre Grundlage bilden. Und immer müssen zwischen dieser Grundlage und jenem Dach die dazwischenliegenden, von der Natur und der Geschichte gebauten Stockwerke sichtbar bleiben: die Familie, der Ort, die Landschaft, die Gemeinde, die Bürgerschaft, die beruflichen und religiösen Genossenschaften.

*

Der Föderalismus wurzelt also im präsozialen Recht des Menschen, Gemeinschaften zu bilden. Er ist der Vermittler zwischen der Familie und der Nation, der Beschützer der persönlichen Rechte gegen den Druck der Masse, die Uebergriffe des Staates. Der Föderalismus ist also eine wesensgemäße Form des christlichen Staates. Wenn die Familie die Zelle der Gesellschaft bildet, so bildet die Zelle des Staates das Gemeinwesen.



III.

Die Konstanten der Schweiz.

Der Boden.

Bis zur Entartung des Regimes war die Schweiz von allen europäischen und zivilisierten Nationen die einige geblieben, in der die christlichen Auffassungen des Menschen, der Gesellschaft, des Staates, des Gemeinguts, in einem Wort die christlichen Prinzipien in einer zugleich so gewissenhaften und so natürlichen Weise geachtet und angewendet wurden, daß sie gar nicht in Worte gefaßt zu werden brauchten. Die Schweiz beweist also mit ihrem Boden und mit ihrer Geschichte die Weltanschauung des Föderalismus, beweist, daß die Prinzipien nicht Abstraktionen sind, sondern die Wurzeln der Wirklichkeit.

Von unseren schweizerischen Wirklichkeiten, unseren Konstanten, ist der Boden die erste. Wenn wir den Boden betrachten, verstehen wir, daß die Erdgestaltung die Grundlage der Geschichte und der Politik ist. Sicher verpflichtet die Erde die Menschen nicht, sich in den Rahmen, die sie gebildet hat, zu verbinden; sicher ist die Lehre der natürlichen Grenzen anfechtbar, ja gefährlich. Trotzdem ist es für einen Staat gewagt, dem Lauf seiner Wasser, der Richtung seiner Straßen, der Gestaltung seines Bodens nicht Rechnung zu tragen und gegen das Klima seines Landes zu leben.

*

Mit ihren vierzigtausend Quadratkilometern und ihren vier Millionen Einwohnern ist die Schweiz ein kleines Land. Unsere viel größeren Nachbarn Italien, Frankreich, Deutschland setzen sich sprachlich und kulturell in unser Gebiet fort und üben eine natürliche Anziehungskraft auf uns aus. Als gewaltige Massen drücken sie gegen unsere schmalen Grenzen: wir sind eine zwischen drei Granitblöcken zermalmte Nuß. Wir haben nicht wie Belgien, Holland, Dänemark einen Ausgang nach dem Meer, und das ist unser geographisches Verhängnis.

Unser Platz in Europa ist also gefährlich, aber von vitaler Bedeutung. Die Schweiz ist der Mittelpunkt des westlichen, des eigentlichen Europas. Sie ist der Schnittpunkt der beiden großen europäischen Kraftlinien, der ost-westlichen und der nord-südlichen. Sie gehört den zwei Kulturen an, die Europa im Zeichen des Christentums geschaffen haben: der germanischen und der romanischen.

Die Schweiz erscheint als ein kleiner freier Raum in der Mitte Europas, der großenteils von deutlich gezogenen natürlichen Grenzen geschützt wird: dem Rhein, den Alpen, dem Jura. Aber der Rheinstrom, die Alpen und die Jurakette gehören der Schweiz nur zum kleineren Teile an, und das Mittelland, jener kleine freie Raum im engeren Sinne, der Hauptherd unserer Bevölkerung und unserer Kultur, ist nur der Ausläufer der großen Schwäbisch-Bayrischen Hochebene.

Die Schweiz zeigt sich wesentlich als ein Durchgangsort, eine Straßenkreuzung. Die Schweiz ist seit vorgeschichtlicher Zeit ein Netz natürlicher Straßen, von Bergpässen und Wasserläufen. Dieser Umstand hat die Schweiz zu einer »Drehscheibe« zwischen den vier europäischen Himmelsrichtungen gemacht. Er hat unsere Rolle in Europa, die schweizerische Form der euro-

päischen Kultur bestimmt: er hat die Schweiz zu einem nach allen Richtungen offenen Land, zu einem Luftzug Haus gemacht, zu der europäischsten aller Nationen, zu derjenigen, die am schwersten ohne die anderen leben kann.

Die Schweiz kennzeichnet sich schließlich als ein »Grenzenland«. Wir könnten sogar sagen: als eine von den großen Nationen, die sie zugleich verbindet und trennt, unabhängige »Grenze an sich«. Denn der Flächenraum der Schweiz steht in einem krassen Mißverhältnis zur Entfaltung ihrer Grenzen: diese sind mehr als zweieinhalbmal so lang, als sie geometrisch normalerweise sein sollten — ein Verhältnis, das das Maß sein mag für unser Europäertum, aber zugleich auch für die beständige Gefahr, der uns die Natur in der Mitte Europas aussetzt.

*

Gefahrvoll zu leben, ist also eine unserer Konstanten: ein europäisches Leben zu leben, ist eine zweite.

Wenn uns aber die Natur an einen gefährlichen Platz gesetzt hat, so hat sie uns zum Ausgleich die Mittel gegeben, uns für unser Leben zu wehren. Sie hat den kleinen freien Raum in der Mitte der großen europäischen Volksgemeinschaften ausgespart und mit genügend natürlichen Hindernissen umgeben, daß ein Volk darin seine Unabhängigkeit finden kann. Sie hat die Schweiz zu einem Mittelpunkt für sich gemacht, zu einem Lebenskreis, der vom deutschen, französischen, italienischen Boden verhältnismäßig abgesondert ist.

Die Natur hat unsern Boden wie ein Geflecht von Zellen gestaltet. Jede dieser Zellen ist dazu ausersehen, eine kleine Menschengruppe, ein Gemeinwesen aufzunehmen. Jede dieser Menschengruppen, wie verschieden

diese auch ihrer Rasse, Sprache, Herkunft, ihrem Stand nach seien, hat nur einen Wunsch und einen Willen: sich von den großen Volksgemeinschaften, von denen ihre peripherische Lage und ihr natürlicher Lebenskreis sie gelöst haben, nicht zurückgewinnen zu lassen. Aber sie ist zu schwach, zu klein, um sich allein zu verteidigen, und deshalb verbündet sie sich mit ihren Nachbarn. Die gemeinsame Verteidigung ist also der Ursprung, das Wesen, das Prinzip unserer Bundesgenossenschaft.

Das ist also der »Föderalismus des Bodens«, die wahre Ordnung, die wahre »Verfassung« der Schweiz, die einzige, die nie revidiert werden kann, weil sie die Schöpfung der Natur und der Geschichte ist.

*

Aber, wenn wir einen Föderalismus des Bodens haben, haben wir auch eine Einheit des Bodens. Mannigfaltigkeit in den Landschaften, Einheit in der Gliederung. Trotz unseren Unterschieden, unseren Gegensätzen hält die Natur uns alle zusammen in einem beschränkten Raum. Ohne uns zu vermischen, führt uns die Natur einander näher, ohne uns zu vereinheitlichen, einigt sie uns. Ueberall bringt sie die Unterschiede in Einklang, mildert sie die Gegensätze und hebt sie doch nicht auf.

Einheit in der Mannigfaltigkeit, Einheit durch die Mannigfaltigkeit: das ist die Lehre unseres Bodens.

Der Föderalismus der Geschichte.

Wenn ein kleines Land dem Sturme widerstehen will, muß es sich auf seiner größten Dimension aufstellen. Wir haben aber nur eine einzige große Dimension: unsere Geschichte.

Der Föderalismus ist die natürliche Grundlage, auf der sich unsere Geschichte aufgebaut hat. Er ist die Anpassung der Geschichte an den Boden. Die Bodengestaltung ersah unser Volk zu einer bestimmten Lebensweise aus: nicht zur vereinheitlichten, sondern zur föderativen, bundesgenossenschaftlichen.

Die föderative Organisation zeigt sich von unseren Anfängen an: Helvetien war in *pagi*, »Kantone«, diese waren in Gemeinwesen und diese wiederum in Familien eingeteilt. Die *pagi* und die Gemeinwesen genossen bei den Helvetiern eine ausgedehntere Selbständigkeit als bei den übrigen Galliern. Die helvetischen *pagi* hielten Versammlungen ab, die die Urbilder unserer Landsgemeinden waren.

Die Römer schafften die politische und soziale Organisation der Helvetier nicht nur nicht ab, sondern festigten sie noch. Die Römer, deren Bedeutung in der Geschichte der Schweiz immer noch unterschätzt wird, organisierten den »freien Raum«, machten ihn durch den Bau eines ganzen Systems von Verkehrswegen zur »Drehscheibe« ihres westlichen Reichs. Unter ihrer Herrschaft hat die Schweiz ihr bundesgenossisches Leben wirklich begonnen. Wir können sagen, daß unsere *Confoederatio* die Verwirklichung einer römischen Idee sei. Die ländlichen Gemeinschaften, das Stadtleben und die Berufsverbände haben damals in Helvetien eine Stufe der Entwicklung erlangt, wie wir sie sonst nirgends im römischen Reiche finden. Und schließlich haben uns die Römer mit dem europäischen Leben, dem Leben des *Orbis romanus*, des römischen Weltkreises, verbunden.

Als beim Verfall des weströmischen Reichs die Alamannen sich in unserem Land ansiedelten, organisierten sie sich ebenfalls in rein föderativer Weise. Unter den Franken bildeten sich die Gaue aus, die sich wiederum

immer mehr den natürlichen Gegenden anpassen. Das zweite burgundische Reich begünstigt die Wiederaufrichtung der zugrundegerichteten Städte, wo langsam das freie Bürgertum erwacht. Zu dieser Zeit entsteht Zürich. Die Zähringer werden Stadtegründer und Spender von Freiheitsrechten sein. Nach ihnen werden die Kaiser — zwar mit Rückfällen — die gleiche Politik üben. Aber die ersten Kantone sind bereits geboren in den Bergen — zuerst Uri, 1231 —, um sich zur Eidgenossenschaft zu verbinden.

*

Diese langen Jahrhunderte, die unserer politischen Geschichte vorangehen und sie vorbereiten, gehören unlöslich zu unserer Gesamtgeschichte, unserer Dauer, unserem Sein. Sie bilden unsere Adelstitel. Sie schenken uns die fernsten Vorfahren. Sie beweisen, daß wir nichts weniger sind als eine künstliche Nation, sondern der ältesten westeuropäischen Kultur angehören, daß wir ein sehr altes Land sind. Und das — vergleichen wir heute die Schweiz mit der Tschechoslowakei — bedeutet eine gewaltige Widerstandskraft.

Aber es bedeutet eine nicht weniger gewaltige Kraft, daß wir so seit den ersten Anfängen auf dem föderalistischen Prinzip fußen. Derselbe Vergleich bestätigt es uns. Und Napoleon sagte zu unseren Großvätern: »Das Bundessystem, das dem Interesse der großen Staaten widerspricht, weil es ihre Kräfte zersplittert, ist sehr vorteilhaft für die kleinen Staaten, weil es ihnen ihre ganze natürliche Stärke läßt.«

*

Die Begründer der Eidgenossenschaft — die Geschichte kennt ihrer sieben — waren keineswegs Abenteurer. Ein-

pier, Revolutionäre. Noch »Hirten mit schwieligen Armen«. Nein, sie waren »Herren«, vertraten eine Bauern-Aristokratie. Sie waren erfahren in den Geschäften dieser Welt. Viele Söhne der Waldstätte waren übrigens »hinausgekommene«, hatten den Kaisern gedient, in Deutschland, Italien, Burgund ihre politische und militärische Schulung durchgemacht. Wir dürfen doch nicht vergessen, daß das 12. Jahrhundert ein Zeitalter hoher Kultur und eines großen internationalen Verkehrs war: die Morgendämmerung der modernen Welt.

Der Pakt war eine Defensivhandlung, eine Vorsichtsmaßnahme. Seine unmittelbare Ursache: das lange, wirrenvolle Interregnum nach dem Tode Rudolfs von Habsburg. Deshalb traten die drei Waldstätte einander näher, wie sie es wahrscheinlich schon fünfzig Jahre früher getan hatten, um gemeinsam ihre Rechte und Vorrechte zu wahren und zu verteidigen. Ihre Einwohner waren übrigens nicht ein Volk im heutigen Sinne — sie waren zu wenig zahlreich dazu. Es handelt sich um Markgenossenschaften, die von Grundbesitzern gebildet wurden und die mit zum Zwecke hatten, die Ausfuhr ihrer Erzeugnisse und den Verkehr auf der Gotthardstraße zu regeln. Diese Straße, die ein halbes Jahrhundert vor dem Pakt dem Verkehr geöffnet worden war, nahm täglich an Bedeutung zu. Ihre Eröffnung führte die Waldstätte aus einer bis dahin rein wirtschaftlichen Existenz zum politischen Leben mit allen seinen Gefahren. Es lag den Kaisern daran, zu verhindern, daß dieser neue Durchgangsweg in die Hände eines großen Feudalherren fiel. deshalb verlieh im Jahre 1231 König Heinrich, der Sohn Kaiser Friedrichs II., dem kleinen Land Uri die Reichsunmittelbarkeit. Dieser Freibrief begründete den ersten schweizerischen Kanton. Wir sehen, die Interessen der Kaiser und die der ersten Eidgenossen deckten sich. Und sie werden

sich noch lange decken. Die »Kaisertreue« ist ein Wesenszug unserer Vorfahren.

Die Urheber des Pakts hatten nicht die Absicht, einen Staat zu gründen. Sie konnten sie nicht haben: dies wäre, damals, ein Anachronismus gewesen. Sie schlossen sich einem ausgedehnten Abwehrbündnis gegen die wachsende Macht der Habsburger an, das vom Grafen von Savoyen bis zum König von Böhmen reichte. Die Habsburger haben seit dem 10. Jahrhundert Rechte und Besitztümer in den drei Tälern, die auch die Männer der Waldstätte nicht bestreiten. Aber sie weigern sich, neue Steuern zu zahlen, wie Herzog Albrecht sie ihnen auferlegt. Sie weigern sich, fremde, d. h. nicht von ihnen berufene Richter anzuerkennen. Und sie weigern sich, ihren gesellschaftlichen Stand preiszugeben und sich zu Untertanen erniedrigen zu lassen. Denn der freie Bauer war unmittelbar vom Kaiser abhängig. Diese Bergbewohner waren zwar nicht alle von Rechts wegen frei, aber sie waren tatsächlich frei geworden, und sie ließen es nicht zu, daß diese rechtliche oder tatsächliche Freiheit wieder in Frage gestellt wurde.

*

Die Eidgenossenschaft verdankt ihre Entstehung nicht einer Revolution, sondern einer Verteidigung: nicht etwa der Verteidigung der Freiheit, sondern der Verteidigung von Freiheiten, von Rechten und Vorrechten, der Verteidigung eines gesellschaftlichen Standes.

Die Eidgenossenschaft hat sich nicht durch aufeinanderfolgende Beitritte zu ein und demselben Pakt ausgebildet und entfaltet, sondern auf dieselbe Weise, wie heute ein Bündnis von Staaten gebildet wird: durch eine Reihe je nach den Umständen verschiedener und ungleicher Vereinbarungen und Verträge. Luzern fügt 1332 nicht seine

Unterschrift dem Bundesbrief von Brunnen bei, sondern schließt einen neuen Vertrag mit Uri, Schwyz und Unterwalden. Das städtische Element, das mit Luzern in die Bundesgenossenschaft hereinkommt, gewinnt durch das Bündnis mit Zürich, 1351, das Uebergewicht: Zürich konnte sich das Recht vorbehalten, andere Bündnisse zu schließen. Die Verträge mit Glarus und Zug machten diese vorerst zu ungleichberechtigten Schutzgebieten. Das entscheidende Bündnis mit Bern, 1353, das das alemannische mit dem burgundischen Gebiet verbindet und die welschen Länder in unsere Geschichte hineinzuziehen beginnt, ist das lockerste von allen: ohne sich viel um ihre neuen Bundesgenossen zu kümmern, verfolgt die starke Reichsstadt ihre eigene Politik, und während des ganzen Sempacherkriegs hält sie sich abseits.

Aber bleiben wir bei der Bundesgenossenschaft der acht alten Kantone stehen. Bundesgenossenschaft: dieses Wort ist nicht genau. In Wirklichkeit handelt es sich noch nicht um eine Bundesgenossenschaft, sondern einfach um ein Netz von Bündnissen. Keiner dieser acht Kantone fühlt sich noch endgültig an die anderen gebunden, jeder behält seine völlige Handlungsfreiheit. Erst die Burgunderkriege, erst das Gefühl einer gemeinsamen Gefahr und der Stolz über gemeinsame Siege werden das bundesgenossische Bewußtsein wecken. Und das Stanser Verkommnis, 1481, wird die erste Handlung sein, die von der Bundesgenossenschaft als solcher ausgeht und wobei Beschlüsse von der Gesamtheit gefaßt werden.

*

Trotz diesem System lockerer und ungleicher Bündnisse, trotz dem Fehlen jeder Art Zentralregierung hat die alte Schweiz fünf Jahrhunderte gedauert, ebenso lang wie das römische Reich. Weil sie auf einer ungewöhnlich

starken, nicht politischen, sondern moralischen und religiösen Grundlage fußte: der Achtung vor der geschworenen Treue, der Ehre, dem christlichen und ritterlichen Geist.

Dieser Geist offenbart sich in der Einrichtung der »Mahnung«. Wenn ein Mitglied des Bundes sich bedroht sieht, hat es das Recht, alle andern zu Hilfe zu rufen, und die andern haben sich verpflichtet, ihm auf sein Wort zu glauben und für seine Sache, ohne sie zu erörtern, zu den Waffen zu greifen. So hat der Geist, der die Mahnung schuf, genügt, um die Schweiz Jahrhunderte lang zu erhalten. Er wird sie auch ferner erhalten, aber nur in dem Maße als das grundlegende Prinzip, auf dem sie sich aufgebaut hat, selbst geachtet bleibt: die Bundesgenossenschaft der Kantone, der Föderalismus.

Der Sinn unserer Geschichte.

Was ist der Sinn unserer Geschichte?

Die Geschichte der Schweiz ist älter als die Geschichte der Eidgenossenschaft: diese ist nur ein Teil, ein Aspekt von jener. Es steht nirgends geschrieben, daß dieser Aspekt der letzte sei: die Regime dauern weniger lang als die Staaten, die Staaten als die Nationen, die Nationen als die Natur. Deshalb kann das gegenwärtige Regime nicht Anspruch darauf erheben, die ewige Schweiz vorzustellen und zu vertreten.

Die Geschichte der Schweiz beginnt in dem Augenblick, wo in einem deutlich unterschiedenen natürlichen Milieu Menschengruppen beginnen, sich selbst von den großen Volksgemeinschaften, mit denen sie verwandt sind, zu unterscheiden, was uns mindestens bis zu den Helvetiern zurückführt. Unsere politische Geschichte dagegen beginnt mit den Rechtshandlungen und Kriegs-

taten, die die schweizerische Eidgenossenschaft begründen: dem Pakt von 1291, dem Sieg von Morgarten, dem Bundesbrief von Brunnen.

Aus solchen Handlungen und solchen Taten hervorgegangen, ist unsere politische Geschichte ein Stück in drei Aufzügen: der heroischen, der patrizischen, der demokratischen Epoche.

*

Was eine Epoche abgrenzt, was ihr ihre Eigenart verleiht, ist die Kultur, die sie hervorbringt, das wirtschaftliche, politische und gesellschaftliche Regime, unter dem sie lebt. Regime und Kultur gehen beide aus einer bestimmten Auffassung des Menschen und des Lebens hervor, die sich in Einrichtungen verkörpern und in Werken veranschaulichen. Im Lauf einer Epoche sehen wir ein Regime sich durchsetzen, ausbreiten, festigen, dann sich abnutzen und in Verfall geraten. Diese Abnutzung, dieser Verfall ruft Krisen, Umwälzungen hervor. Diese sind die enge Pforte, die von einer Epoche zur andern, von einer Kultur zur andern, von einem Regime zum anderen führt. Und immer sind dies europäische Krisen, europäische Umwälzungen.

Die schweizerische Eidgenossenschaft ist aus einer solchen Krise entstanden: der inneren Anarchie, in die das Heilige Römische Reich verfallen war, den Kämpfen zwischen Welfen und Ghibellinen, dem Investitur-Streit, der Selbstbefreiung der ländlichen und städtischen Gemeinschaften. Die heroische Epoche ist ein langer Kampf um den Ausgang aus den Bergen, die Eroberung des freien Raums, den Zugang zum Meere, d.h. ein langer Kampf der schweizerischen Bünde um die Stellung einer Nation in Europa, denn wir stehen in einer Zeit, wo sich die modernen Nationen aus der lehnsrechtlichen Zerstückelung heraus bilden. Das Regime dieser Zeit ist selbst

lehnsrechtlich im Geist und gemeinschaftsrechtlich in den Einrichtungen: ein bezeichnend mittelalterliches Regime. Darauf kommt eine europäische Krise, eine religiöse Umwälzung, die eine tiefe wirtschaftliche und gesellschaftliche Wandlung verdeckt: die Reformation. Die Schweiz übersteht sie, sie tritt mit Europa in eine neue Epoche ein, die sich durch ein neues Regime kennzeichnet: den Absolutismus, eine damals notwendige Konzentration der Gewalten und eine erste — sehr relative — Vereinheitlichung der Staaten. Bei uns ist es die Zeit der Patrizier-Herrschaft. Diese wird durch eine zweite europäische Krise weggerafft: die Französische Revolution. Wir überstehen sie mit Müh' und Not und treten, immer mit Europa, in die demokratische Epoche ein. Und dann eröffnet der Weltkrieg mit dem ersten Kanonenschuß die größte Krise, die größte Umwälzung der Geschichte. Wie werden wir auch noch diese überstehen?

*

Jede dieser Krisen hat die zentrifugalen Kräfte und die Keime der Auflösung, die dank der Natur unseres Bodens und dank unserer Geschichte in unserem Organismus schlummern, geweckt und entfesselt, und die Schweiz hat sich entzweit, hat sogar — nach der Französischen Revolution — ihre Unabhängigkeit verloren. Wir haben so die religiöse und die politische Umwälzung durchgemacht, wir brauchten nur noch die soziale Revolution von Moskau und die rassische Revolution von Berlin durchzumachen, und die erste führte unabwendbar die zweite herbei: jene würde uns zugrunderichten, diese würde uns von der Karte und aus der Geschichte streichen.

Was die Schweiz bisher gerettet, was ihr bisher erlaubt hat, sich wiederaufzurichten, das war niemals eine Zentralgewalt, niemals eine Zentralisierung, sondern immer

ihr Föderalismus. Die Eidgenossenschaft hat sich neugebildet, wie sie sich zuerst gebildet hatte: durch eine föderalistische Neugruppierung. Jede Epoche unserer Geschichte hat so ihren eigenen Föderalismus, der die Anpassung dieses nationalen Prinzips an ein europäisches Regime ist.

Wir sind also so durch Europa bedingt. Es ist vergeblich, wenn wir den großen Strömungen, die Europa durchziehen, den großen Erschütterungen, die es spalten und wandeln, entgehen wollen. Es ist gefährlich, uns auf unsere Sicherheit, unser Glück zu verlassen und zu glauben, daß die andern, weil wir uns nicht um sie kümmern, sich nicht um uns kümmern werden. Wenn wir nicht imstande sind, uns zu erneuern, uns anzupassen, werden gerade diese andern das übernehmen.

*

Wir überstehen niemals unbeschädigt solche europäischen Krisen. Wir gehen verjüngt, zeitgemäß gewandelt daraus hervor — aber immer auf Kosten eines Verzichts, einer Schwächung.

Es ist also unmöglich zu glauben, daß die gegenwärtige Umwälzung, die größte, die totalste der europäischen Umwälzungen, unser Land im 19. Jahrhundert zurücklassen, daß sie für die ganze Welt außer für uns einer Epoche ein Ende machen werde. Das dürfen wir gar nicht wünschen. Wir müssen dagegen wünschen, daß wir selbst, unsere Konstanten beachtend und unseren Kraftlinien folgend, im Rahmen der politischen Ordnung und der Kontinuität unserer Geschichte Neuerungen durchführen. Aber wir brauchen dazu Einsicht, Entschlossenheit, Verständnis für das Leben, Sinn für Größe und Wagemut. Krisen wie die, die Europa heute durchmacht, schwächen die Schwachen, aber stärken die Starken. Denn die Starken haben immer Aussicht in der Gefahr.

Der christliche Geist.

Die eidgenössische Bundesverfassung hebt an im Namen Gottes des Allmächtigen, unsere Fahne trägt als Zeichen das Kreuz: wir geben uns immer noch als christlichen Staat kund.

Die Schweiz hat eine christliche Berufung, und diese ist eine weitere unserer Konstanten, unserer Kraftlinien.

*

Wir verdanken dem Christentum einen gemeinsamen Geist. Nur der christliche Glaube führte bei dem Zusammenbruch des römischen Reichs und den Einfällen der Barbaren die Gallo-Romanen, die Burgunder, die Alamannen und die Räter dazu, sich wiederzufinden und sich neuzuverbinden in einer Einheit, aus der alle anderen Einheiten hervorgehen: der geistigen Einheit. Während jener ganzen Uebergangszeit bis zur Festigung der mittelalterlichen Welt war die Kirche die einzige bleibende Autorität, waren ihre Klöster die einzigen Kulturherde, ihre Bistümer die einzigen Rahmen, die standhielten. Das religiöse Leben wurde zum Mittelpunkt, der das soziale, berufliche, kulturelle Leben anregte. So entstanden und erstanden wieder eine Genfer Stadt, eine Basler Stadt, eine Stadt St. Gallen, eine Stadt Zürich, ein Waadtland, ein Walliser, ein Räter Volk. Da haben wir schon die Eidgenossenschaft im heiligen Sinn des Wortes: gemeinsamer Glaube, Eid im Angesicht Gottes, christliche Brüderlichkeit — der religiöse Ursprung unseres Föderalismus.

Das Rütli ist nicht unsere erste heilige Stätte. An Pilgerstätten wie St. Gallen, Einsiedeln, St. Maurice war die Einigung schon lange vollzogen worden. Mauricius und seine Mitmartyrer sind die ersten »schweizerischen Hei-

ligen«. Sie begründen einen Seelenstammbaum, der zu Niklaus von der Flüe führt. Die Worte, die Mauricius, der volkstümlichste unserer Heiligen, an den Abgesandten des Kaisers gerichtet haben soll, drücken schon den Geist der ersten Eidgenossen aus: Gehorsam gegen die Herrschaft, aber zuerst gegen Gott; Achtung vor allen Rechten, aber zuerst vor seinem eigenen; christliche Freiheitsrechte, die die Urrechte der Person sind. Weder materielle Interessen, noch glückliche Umstände, noch ideologische Abstraktionen haben jemals genügt, noch werden jemals genügen, um eine Nation zu schaffen, ein Volk zu vereinen und diese zu erhalten: es braucht einen Glauben dazu und Opfer. Daran mahnt als Sinnbild das Kreuz unserer Fahne, der alten Fahne des christlichen römischen Reichs, die Konstantin der Große nach seiner Bekehrung mit dem Kreuz versah und mit dem Wahlspruch: *«In hoc signo vinces»* — »In diesem Zeichen wirst du siegen«.

*

Ehe die Eidgenossenschaft gegründet wurde, hatte sich die Schweiz — der freie Raum — wie ein Mittelpunkt in die drei Kaiserreiche eingefügt, die berufen waren, das christliche Europa zu gestalten: das römische Reich, das Reich der Franken, das Heilige Römische Reich. Drei Kaiserreiche, Ein Gedanke: Glaube, Ordnung, Friede — *pax romana*. Aber der Frieden ist nach St. Augustin Ruhe, Ordnung. Die Ordnung ist, immer nach St. Augustin, jene Haltung, die, ohne etwas zu unterdrücken noch wegzunehmen, die Verschiedenartigkeit der Völker anerkennt und je nach der Gleichheit oder Ungleichheit der Dinge jedem Wesen seinen Ort anweist. Erinnern wir daran, daß sein Werk »Ueber den Gottesstaat« die theologische und moralische Grundlage wurde, auf der sich die Gesellschaft des Mittelalters aufgebaut hat. Hier finden wir

zum ersten Male die christliche Anschauung vom Föderalismus ausgedrückt. Denn die Reichsidee war — schon unter den heidnischen Kaisern — eine Bundesidee: die *societas civitatum*, eine Genossenschaft von Gemeinwesen, eine *confoederatio*, die durch den Treueid gefestigt war und sich auf das doppelte Prinzip der Freiheit und der Autorität gründete. Die Nationen und die Völker — *universitas populorum* — in der Einheit des Glaubens und der Verschiedenartigkeit ihrer Rechte aufrechtzuerhalten, das war also die Sendung des römischen Reichs.

Für den Menschen des Mittelalters war dieses römische Reich nie untergegangen: es hatte sich vergeistigt. Trotz seinem Partikularismus erhob sich der Mensch des Mittelalters über seine örtliche und soziale Beschränkung hinaus im Gedanken, daß er als ein Gläubiger der ewigen Kirche Christi und als ein Bürger dem weiterlebenden römischen Reich angehöre. Unser schweizerischer Geist, der sich langsam gebildet hat im kaiserlichen Mittelalter, hat diese beiden Wesenszüge bewahrt: er ist partikularistisch, aber er versteht es, europäisch zu sein, wie man es kaum anderswo zu sein versteht.

Tatsächlich lebt in unserer Eidgenossenschaft das Heilige Römische Reich weiter. Unsere Eidgenossenschaft hat auf ihrem Gebiet ihren Anteil am Reich, ihren Anteil am Christentum verwirklicht, bewahrt und vollendet. Alle großen Gedanken, auf die sie sich gründet, sind römische, aber vom Christentum allumfassend gemachte und vergeistigte Gedanken.

*

Abendländische und christliche Kultur sind dasselbe, die europäische Kultur ist geistig, christlich in ihrem innersten Wesen, ihrer Entwicklung, ihrer Eigenart.

Um die Schweiz zu erhalten, rufen wir heute unsere geistigen Werte an: es gibt keine anderen geistigen Werte als die christlichen. Sie gehören uns nicht, wir gehören ihnen.

Die Schwächung des Christentums ist die tiefe, grundlegende Ursache der europäischen Entartung. Diese Entartung — wir können es nicht leugnen — beginnt, uns anzustecken.

Die Rückkehr zur großen christlichen Tradition wird also zur Pflicht. Sie wird zur Pflicht gegenüber der Vergangenheit, die fortzusetzen uns aufgegeben ist, gegenüber der Zukunft, die vorzubereiten wir berufen sind, gegenüber uns selbst und gegenüber Europa. Trotz der Glaubensspaltung wird diese Rückkehr den Katholiken und den Protestanten zur gemeinsamen Pflicht. Diese sind sich ja über das Wesentlichste einig geblieben: die christliche Auffassung des Staates. Heute hat für die christlichen Schweizer die Stunde einer nationalen Aktion geschlagen. Denn wenn wir eine unabhängige Schweiz wollen, eine Schweiz, die das Beispiel gibt und ein Vorbild werden kann, eine starke Schweiz, die endlich weiß, was sie zu verteidigen hat, müssen wir mit der Grundlage beginnen: einer christlichen Schweiz. Und eine christliche Schweiz ist ein Staat, dessen Einrichtungen und Gesetze sich auf die christliche Lehre gründen und der darnach strebt, die christliche Moral, die christlichen Grundsätze der Ehrlichkeit, Sauberkeit, Selbstlosigkeit und Barmherzigkeit auf das wirtschaftliche, das soziale, das politische Leben anzuwenden.

Das Antlitz unserer Kultur

Die schweizerische Kultur ist das gemeinsame Ergebnis der Wirkung dreier Kräfte in demselben Raum und auf dasselbe Volk: des Bodens, der Geschichte, des christlichen Geistes. Des Körpers, des Lebens und der Seele.

Der Maßstab der Schweiz ist der ihrer Kultur, der begrenzten, unvollständigen Kultur eines kleinen Landes. Sie ist nach dem Bild der Schweiz beschaffen, die gemischte Zwischenkultur eines zugleich germanischen und romanischen Landes, das keine Nationalsprache besitzt, sondern die seiner selbstherrlichen Nachbarn spricht. In der Mitte der drei großen Kulturen, die wie Mütter sind für uns.

Wenn wir also in der Schweiz ein Geistesleben haben wollen, dürfen wir uns niemals von den großen Mutterkulturen trennen. Unser Geist verpflichtet uns, über die Schweiz hinauszugehen: die Sprachen und Kulturen, mit denen wir verbunden sind, so zu lieben, daß wir sie in ihrer Reinheit und Ganzheit pflegen, in Stunden der Unsicherheit und der Entartung — wie die schweizerischen Obersten während der Regentschaft der Maria von Medici die französischen Reichs Kleinodien zur Verwahrung empfangen hatten — den Genius dieser Mütter in Verwahrung zu nehmen und die Verehrung ihrer großen Werke fortzusetzen.

*

Dennoch, wenn sie auch unseren Geistern nicht genügen kann, wenn sie auch höheren Kulturen untergeordnet bleibt, besitzen wir nichtsdestoweniger eine schweizerische Kultur, der wir uns bewußt werden müssen.

Die schweizerische Kultur kennzeichnet sich durch ihre Harmonie mit dem Boden und mit den Menschen, der

Landschaft und der Geschichte. In diesem kleinen Raum, der so schnell durchquert ist, überwinden wir um so größere seelische und geschichtliche Entfernungen, geraten wir beständig von einem Europa ins andere. Aber ohne auf schroffe Gegensätze zu stoßen: alles sind Wandlungen in unmerklichen Abstufungen und zarten Schattierungen. Seien es Städte oder Bauerngüter, Bauwerke oder Landschaften, Rassen oder Sprachen, Bodenkultur oder Geisteskultur, überall finden wir Anzeichen von Begegnungen und Ausgleichen, die diese ganze Mannigfaltigkeit an einem gemeinsamen Maßstab messen lassen: dem menschlichen Maßstab. Es ist ein menschliches Land, wo wir mühelos die Einsamkeit, nie die Vereinsamung finden, wo wir uns unaufhörlich mit verschieden gearteten Menschen berühren, wo wir unaufhörlich andere Sprachen vernehmen und uns anderen Sitten anpassen müssen. Genf: eine romanische, savoyardische, burgundische Stadt, Schaffhausen: germanisch, deutsch, schwäbisch; zwischen Schaffhausen und Genf Freiburg, wo das Romanische, und Bern, wo das Alemannische vorherrscht, als Orte des Gleichgewichts, Kreuzwege der Einflüsse. Dasselbe Erlebnis zwischen dem lombardischen Lugano und dem rheinländischen Basel mit Luzern in der Mitte.

*

Diese Kultur ist nicht gleichartig und ist nicht wirklich unser Eigentum. Gleichwie es kein Schweizer Volk gibt, sondern Schweizer Völker, ebenso gibt es keine schweizerische Kultur, sondern eine Genfer, eine Berner, eine Tessiner Kultur usw. Aber jede dieser Städte, jedes dieser Länder besitzt soviel angesammelte Kraft, eine so ausgeprägte Persönlichkeit, daß sie über sich selbst hinausgehen, sich unmittelbar bis zum Europäischen, bis zum Universellen erheben. Rousseau, Haller, Jacob Burckhardt

sind durch und durch Genfer, Berner, Basler, aber zugleich die wahrsten Europäer. So haben wir die einzigartige Berufung in der Welt, eine Kulturform hochzuhalten und zu vertreten, die die großen nationalen Kräftesammlungen der Neuzeit allmählich aufgesaugt, vernichtet haben: die Kultur der Stadt-Republik, das Erbe Griechenlands, des späteren Mittelalters, des Italiens der Renaissance, das Erbe von Athen, Nürnberg, Brügge, Florenz. Aber diese Kultur läßt sich nur mit dem Föderalismus hochhalten: ohne politische Selbständigkeit würden alle unsere Kulturherde gar bald erlöschen. Die Luft, worin eine verschiedenartige und gemischte Kultur wie die unsrige atmen und gedeihen kann, ist einzig und allein der Geist der Republik. Durch die Kantone, die wirklich republikanischen Kantone und nur durch diese, bleibt die Schweiz stark genug, um ein europäisches Leben zu leben, gesund genug, um die fremden Einflüsse zu verarbeiten.

*

Unsere Kultur weist keinen eigenen Stil auf, aber sie kennzeichnet sich als die Wirkung eines sehr starken natürlichen Milieus auf die verschiedenartigsten Formen und Stile, die auf den Straßen und Pässen bis ins Herz der Berge gedrungen sind. Denn unsere Kultur ist eine Kultur der Straßen und Pässe, daher hat sie mehr ein europäisches als ein nationales Antlitz, ist sie europäisch, ehe sie national wird. In ihrer Glanzzeit, im Mittelalter, stellt sie wie einen Auszug aller großen Kulturherde dar, die in unseren freien Raum hineinstrahlten. Dieser aber hatte genügend eigene Kraft, um alle diese Stile und Formen dem Ausdrucksvermögen unseres Holzes und unseres Steins zu unterwerfen, sie unseren Maßen und Bedürfnissen anzupassen. Eine Vereinfachung, die der

mächtigst wirkenden Idee des Mittelalters gestattete, sich in ihrer ganzen Reinheit zu zeigen: der Reichsidee, der christlichen Idee. Allerdings hat sich die Reichsidee in der Schweiz kaum anders ausgedrückt als in ihrem religiösen Aspekt: dem Christentum. Von den ersten romanischen Basiliken bis zur Reformation sind unsere Kultur und unsere Kunst wesentlich religiös.

*

Unsere Kultur ist nicht ein künstliches Gemisch, ein Zufall der Politik. Sie ließe sich nicht einfach nach unserer sprachlichen Einteilung aufteilen. In Wirklichkeit geht sie als ein Ganzes auf ein größeres, selbst schon gemischtes Ganzes zurück: die städtische Kultur, die sich seit dem 11. Jahrhundert einer von Flandern nach Norditalien führenden Achse entlang entwickelt hat. Diese Achse war bis zum 17. Jahrhundert das Rückgrat der europäischen Kultur. Wir bilden das Verbindungsstück zwischen dem germanischen und dem romanischen Abschnitt: auf welche Weise, zeigen uns Basel und Zürich. Wir dürfen also die Bedeutung des Bauers und des Bergbewohners in der Entwicklung unserer schweizerischen Kultur nicht übertreiben, wenn diese auch immer Lebenssäfte aus der volkstümlichen Grundkultur gesogen hat. Die schweizerische Kultur bleibt wesentlich städtisch. Sie ist eine Legierung, worin das germanische Metall vorherrscht. Aber dieses germanische Element braucht das romanische Element, wenn es nicht entweder in ein Reich sich aufsaugen lassen oder in eine dürftige sogenannte »Volkskultur« und »Heimatkunst« hinabsinken will.

*

Wir haben also eine schweizerische Kultur, aber sie ist zerbrechlich. Wenn es Züge gibt in ihrem Antlitz, die die

verschiedenen Teile der Schweiz gemeinsam haben, so sind sie doch nicht wesentlich und könnten sich sehr schnell verwischen, einerseits wenn wir unsere Unabhängigkeit verlieren sollten, andererseits, wenn wir durch eine »Massenherrschaft«, durch eine schwerfällige und ungeschickte Vereinheitlichung nivelliert, zerknetet, vermengt würden.

Unsere technische Entwicklung verdient Bewunderung, aber sie stellt nur Komfort dar, ist nur die Aeußerung einer materiellen, utilitären Lebensauffassung. Die Kultur dagegen kommt von der Seele, ist geistigen Wesens.

Zur jetzigen Stunde muß ein Volk, namentlich wenn es ein kleines Volk ist, um sein Dasein zu rechtfertigen, der Welt eine eigenartige Kulturform schenken, eine Kulturform, ohne die die Gesamtkultur unvollständig wäre

IV.

Schlußbetrachtungen.

Nationale Erneuerung.

Eine Tatsache steht fest: die Schweiz ist mehr durch ihre inneren Zustände gefährdet, als durch einen Krieg oder einen Einfall von außen.

Wenn wir die Dinge weiter so laufen lassen, wie sie laufen, und uns weiter der Strömung preisgeben, treiben wir dem Verderben zu:

Durch die Zentralisierung zur Zerstörung dessen, was bis heute die Eigenart, die Kultur der Schweiz ausgemacht hat;

durch den Etatismus zur Aufhebung der persönlichen Freiheitsrechte und zur Versklavung der menschlichen Person;

durch den Fiskalismus zur Erschöpfung der gesündesten und nationalsten Elemente des Landes.

Diese Politik ist auf dem besten Wege, die mittleren Klassen zu proletarisieren. Sie hat schon die Zukunft zweier Generationen, der Generation unserer Kinder und derjenigen unserer Enkel, in Frage gestellt. Diese werden zu solchen materiellen Sorgen verurteilt sein, daß sie nicht mehr genügend Zeit haben werden, um an etwas anderes zu denken. Die Folge: ein Sinken des geistigen und des moralischen Niveaus, das bereits begonnen hat.

Ich befürchte für die Schweiz nicht die Revolution, sondern den Zusammenbruch.

Dann wird alles auf dem Spiele stehen, und wir werden uns nur noch fragen, von welchem wirtschaftlichen Block wir uns aufnehmen lassen wollen — um leben zu können.

*

Es gibt heute in Europa zwei Arten Länder: solche, die sich neu aufrichten, und solche, die sich preisgeben, solche, die sich verjüngen, und solche, die altern. Sollte die Schweiz zur zweiten Art gehören?

Geburtenrückgang, Mangel an Jugend. Beim Volk selbst stellen wir Anzeichen der Müdigkeit fest. Im wirtschaftlichen Leben: es verzichtet darauf, sich anzustrengen, es fordert vom Staat, daß er es beschirme, ihm die Existenz und die Zukunft sichere. Der Schweizer hat bloß noch einen Wunsch, die Sicherheit. Um der Sicherheit willen ist er bereit — außer in den Reden —, praktisch seine Freiheit zu opfern.

Die Schweiz muß zwischen der Sicherheit und der Freiheit eine Wahl treffen.

Wenn sie sich für die *Sicherheit* entscheidet, muß sie sich damit abfinden, nur noch ein vom Staat geleitetes Versorgungsheim für Unterstützte und Angestellte zu sein.

Wenn sie sich für die *Freiheit* entscheidet, muß sie Wagnis und Anstrengung auf sich nehmen, der Durchschnittsschweizer muß sich den trügerischen Glauben aus dem Kopfe schlagen, daß die gegenwärtige Welt ein Alpdrücken sei, und daß er, wenn dieses Alpdrücken zu Ende gehe, wieder anfangen könne, wie vorher sein gemütliches kleines Leben mit seinen althergebrachten Anschauungen und Gewohnheiten zu leben.

*

Eine Erneuerung tut not.

Sie muß ganz und umfassend sein, sonst ist sie keine Erneuerung.

Sie muß national sein: sie muß ihre Grundsätze und ihre Kräfte in der Schweiz selbst, in ihrem Boden und ihrer Geschichte, in ihren Konstanten und ihren Traditionen suchen.

Sie muß politisch sein: wir treten in eine Zeit des Kampfes um unser Leben, um unsere Unabhängigkeit ein; es ist notwendig, daß wir uns stärker organisieren, um diesen Kampf zu bestehen.

Sie muß sozial sein: sie muß die schweizerische Gesellschaft nach dem Prinzip, das sie begründet hat, neu ordnen; sie muß der schweizerischen Arbeit die persönliche und gemeinsame Anstrengung wieder zum Gesetz geben.

Sie muß geistig sein: eine Neuordnung der Geister, um sie von der Verwirrung zu befreien und sie richtig denken zu lehren, um Meister, um Mannesnaturen, um Eliten auszubilden, und nicht um uns auf einem »hohen Durchschnitt« zu halten.

Sie muß moralisch sein: sittliche Zucht, Lebensänderung in einer geänderten Umwelt.

Sie muß religiös sein: Preisgabe des Materialismus, Rückkehr zu den christlichen Geboten und zum christlichen Glauben.

*

Das Ziel dieser nationalen Erneuerung muß die Freiheit sein, zuerst und vor allem die Freiheit der Schweiz, d. h. ihre Unabhängigkeit, dann die Freiheit der Schweizer, d. h. die persönlichen Freiheitsrechte.

Allen Schweizern muß diese Frage gestellt werden: »Wollt ihr die Würde oder wollt ihr [illegible]

den Schein vor oder sucht ihr die Wirklichkeit? Genügt es euch, das Spiel der politischen Freiheiten auf Kosten eurer persönlichen Freiheitsrechte weiterzuspielen?«

Ihr werdet das Land nicht mehr auf der wirtschaftlichen Staatsauffassung neuaufbauen können: der Wirtschaftsstaat ist der Sarg der toten Wohlfahrt.

Ihr könnt das Land nicht mehr auf der Demokratie, wie wir sie heute ausüben, neuaufbauen: einer behördlich geregelten Verwirrung, einer schlau geleiteten Uneinigkeit, einer Gleichheit, die zu einer Gleichschaltung führt.

Heute bedeuten Demokratie und Selbstregierung nicht mehr dasselbe. Die Demokratie ist der Etatismus, die Steuerbedrückung, das anonyme und unverantwortliche Regime der Bureaux.

*

Die erste Maßnahme muß die Wiedereinsetzung der Autorität sein: die Freiheit bedarf der Autorität, einzig die Autorität kann sie vollenden und sie beschützen — denn wir müssen zwischen der Faust und dem Kopf, zwischen der Diktatur und der Autorität wählen.

Die Löbliche Eidgenossenschaft braucht einen Kopf und in diesem Kopf einen Geist. Eine gemeinsame Regierung, mit einer durch sieben geteilten Verantwortlichkeit und einem bloßen Sitzungspräsidenten, entspricht nicht mehr den Erfordernissen unserer Zeit. Unsere eigene Tradition gibt uns eine langbewährte Einrichtung zur Hand: den Landammann der Schweiz. Von den Vertretern der Kantone auf längere Zeit gewählt, würde dieser seine Minister ernennen, die ihm gegenüber verantwortlich wären, wie er verantwortlich wäre gegenüber der Eidgenossenschaft.

Dann, vor allen anderen Dingen zwei Maßnahmen: das *B u d g e t* ausgleichen, den ganzen *S t a a t s a p p a r a t* vereinfachen.

Das Budget: das tolle Rennen nach Subventionen, nach Ausgaben, nach Schulden — nach dem Abgrund — aufhalten.

Der Staatsapparat: wie eine verschmutzte Maschine wird unsere nationale Entfaltung in ihren normalen Bewegungen durch eine chronisch gewordene Inflation von Vorschriften, Verordnungen und Gesetzen gehemmt. Dieser Gesetzgebungsmanie, einem Zeichen politischen Verfalls, galt es ein Ende zu machen. Den Verwaltungsgrößenwahn zu unterdrücken. Nicht mit Kommissionen, sondern mit Intelligenzen zu arbeiten.

Endlich der *N e u a u f b a u* auf der Grundlage dieses Prinzips: um die persönlichen Freiheitsrechte zu wahren, das politische Parteiregime durch das soziale Genossenschaftsregime ersetzen.

Dies schließt eine Erneuerung des Föderalismus und die berufskorporative Organisation ein.

Der Föderalismus hat seine Daseinsberechtigung, seine Wurzel in den wesentlichen und ursprünglichen Rechten der menschlichen Person, in den natürlichen sozialen Verbindungen des Menschen. Wir müssen die Familie in das Gemeinwesen, das Gemeinwesen in die Landesgegend, die Landesgegend in die Kantone, die Kantone in den Staat wieder organisch eingliedern: aber so, daß diese organischen sozialen Glieder als solche am Staatsleben teilnehmen.

Die Berufsorganisationsidee ist die Ergänzung der Bündnisidee. Das Bündnis eint und verbürgt politisch die nationale Gesellschaft, die Berufskorporation eint und verbürgt sozial die nationale Arbeit.

Nur so, durch die organische Eingliederung des lebendigen Landes in das gesetzliche Land, werden wir dem gegenwärtigen Zwiespalt zwischen dem gesetzlichen und dem lebendigen Land ein Ende machen können.

*

Die Demokratie hat nur einen Sinn: dem Bürger, dem Menschen zu gestatten, frei zu sein. Aber frei sein, heißt sich fähig erweisen, ohne die Bevormundung des Staates zu leben und zu handeln.

Die Bundesgenossenschaft hat nur einen Sinn: die wesentlichen Freiheitsrechte und die Autonomie der menschlichen Gemeinschaften, der politischen oder sozialen Gemeinschaften, die sie gebildet haben, zu verbürgen.

Wenn es offensichtlich geworden ist, daß weder die helvetische Demokratie, noch die schweizerische Eidgenossenschaft mehr fähig sind, ihre Aufgabe zu erfüllen, muß das Regime geändert werden.

Und jetzt sollen sich unsere Völker entscheiden! Sie sollen zeigen, ob sie der Freiheit würdig sind oder nicht!

Die Freiheit ist nicht ein Recht. Sie ist eine innere Kraft, der Lohn der Anstrengung. Wir müssen sie verdienen, müssen sie nicht den andern, sondern uns selbst abkämpfen. Wir müssen wissen, wie sie brauchen: ohne Knechtschaft zu dienen, ohne Zwang unsere Pflicht zu erfüllen, mit Einsicht, und als ob wir selbst befahlen, zu gehorchen.

Das verlangt eine geistige und moralische Anstrengung, die die ganze Nation umfaßt.

Was der Liberalismus gewollt hat: die persönliche Freiheit, was die Demokratie gesucht hat: die Volksherrschaft, was

der Sozialismus verspricht: die soziale Gerechtigkeit, das gilt es zu verwirklichen, aber mit andern Mitteln.

Es gibt andere Wege, die zum gleichen Ziele führen.

Unsere schweizerische Selbstbesinnung wird uns zeigen, welche Wege wir wählen müssen. Unsere schweizerische Selbstbesinnung wird uns retten.

Die »*Selbstbesinnung der Schweiz*« ist im wesentlichen eine gekürzte Uebersetzung der

«Conscience de la Suisse»,

die im November 1938 in den *Editions de la Baconnière, Neuchâtel*, zum ersten Male als Buch erschienen ist. Nach den Weisungen des Verfassers und in steter Zusammenarbeit mit ihm haben wir mehrere Kapitel der Originalausgabe weggelassen, andere zusammengezogen und auch die übrigen mehr oder weniger stark gekürzt. Die Uebersetzung ist dementsprechend oft frei, aber immer sinngetreu.

Andrerseits sind verschiedene Stellen unserer deutschsprachigen Bearbeitung anderen Werken des Verfassers, namentlich der »*Europe tragique*« und einem Vortrag über die nationale Erneuerung, den er im März 1939 in Gent gehalten hat, entnommen oder sind persönliche Ergänzungen des Verfassers für diese Ausgabe.

Genf, Mitte Mai 1939.

E. H. v. T.

Vom gleichen Verfasser

in deutscher Uebersetzung:

Im Vita-Nova-Verlag, Luzern, 1934:
Die Schweiz im Kampf um ihre Existenz.
Die Tragik Europas.

Im Otto-Müller-Verlag, Salzburg-Leipzig, 1938:
Portugal gestern — heute. Camoes-Preis 1938.

Bei Schultheß & Co., Zürich, 1916:
Soldat und Bürger. Ein Beitrag zur nationalen Erziehung des Schweizers. Herausgegeben vom Vortragsbureau beim Armeestab: G. de Reynold, Robert Faesi, Charles Gos. Mit einem Vorwort von General Wille.

Bei Rascher & Cie., AG., Verlag, Zürich, 1931:
Schweizer Städte und Landschaften.

Bei A. Francke AG., Verlag, Bern, 1931:
Vom Geist und Wesen Berns.

Bei Benziger & Co., AG., Einsiedeln, wird nächstens erscheinen:
Sagen und Geschichten aus der alten Schweiz.



C. F. Ramuz

ist zweifellos der größte lebende Dichter, den die Schweiz aufzuweisen hat. Er erzählt mit der Wärme erdgesättigter Liebe. Die einfachen Dinge: der Wein, das Brot, gewinnen bei ihm eine fast mystische Daseinsgewalt.

»Ramuz ist ein Sprachgenie von barbarischer Ausdruckskraft. Wer das Ohr für die plastische Fülle dieser tönenden Visionen hat, wird sie nie mehr vergessen.« (Frank Thieß.)

In unserem Verlag erschienen von ihm in deutscher Sprache:

Das große Grauen in den Bergen. Roman. Preis kart. Fr. 5.—, RM. 3.60; Leinen Fr. 6.75, RM. 4.80.

»Diesen Roman halte ich für die stärkste Alpendichtung, die jemals geschrieben worden ist.«
(»Dresdner Neueste Nachrichten.«)

Farinet oder das falsche Geld. Roman. Preis kart. Fr. 5.—, RM. 3.60; Leinen Fr. 6.75, RM. 4.80.

Der Bergsturz. Roman. Preis kart. Fr. 5.—, RM. 3.60; Leinen Fr. 6.75, RM. 4.80.

In diesem Roman erzählt der große westschweizerische Dichter, wie die Gewalt des Hochgebirges in das Menschenleben umgestaltend eindringt. Ueber Nacht begräbt ein Bergsturz den alten Seraphim und den jungverheirateten Anton. Wie es der Liebe seiner jungen Frau gelingt, Anton in die ruhige Geborgenheit des Lebens zurückzuführen, das erzählt Ramuz als der große Kenner des menschlichen Herzens, der er ist.

Ein Dichter kam und ging. Roman. Volksausgabe. Preis Fr. 3.60, RM. 2.15.

Es geschehen Zeichen. Roman. Volksausgabe. Preis Fr. 3.60, RM. 2.15.

Eine Hand. Deutsch von Werner Johannes Guggenheim. Preis Leinen Fr. 3.80, RM. 2.60.

Regiment des Bösen. Roman. Volksausgabe. Preis Fr. 3.60, RM. 2.15.

Die Sühne im Feuer. Novellen und Gedichte. Volksausgabe. Preis Fr. 3.60, RM. 2.15.

Rascher Verlag Zürich und Leipzig

